Die Müllerstochter.

Eine Dorfgeschichte

von

Joseph Freiherrn von Eötvös.

Aus dem Ungarischen

von

L. Rosner.

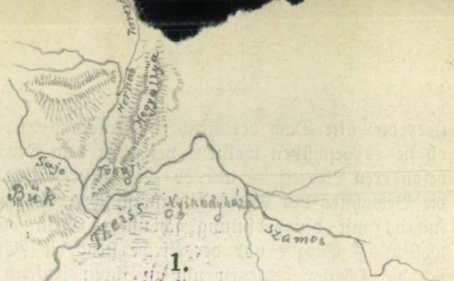
2374

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

30339

EGYETEMI KÖNYVTÁR
SZEGED



1.

Im großen Ungarlande finden wir manche schöne Gegend. Die Karpathen, deren Gipfel sich bis gegen Himmel erheben, der herrliche Strom welcher nächst Buda dahinfließt, der Balaton (Plattensee) dessen Umgebung unser bekränzter Dichter Alexander Kisfaludy besang, vermögen selbst Ausländer zur Bewunderung hinzureißen; wer aber eine liebliche Gegend sucht, wo man sich heimischer fühlen könnte, der gehe nach Sajogál, bleibe dort vor dem Pastorhause stehen und blicke dann um sich. Die Sajo wendet sich gerade vor diesem Hause nach Westen, so, daß ein Teil des längs des Flusses gebauten Dorfes sichtbar ist. Die grüne Ebene am jenseitigen Ufer, aus deren Urwaldungen nur hie und da einige hundertjährige Eichen und einige Baumgruppen übrig blieben, deren dunkleres Laub die heitere Farbe des Feldes nur noch hebt, die blauen Berge in der Ferne und entfernt von den anderen der Tokajer Gipfel, fließen da zu einem Bilde zusammen, welches man um so lieber gewinnen muß, je öfter man es sieht.

Die Pastorwohnung unterscheidet sich in nichts von den Häusern der wohlhabenderen Insassen des Dorfes. Sie ist einfach wie die Kirche, deren Alter sich weder durch die Bauart noch durch irgend eine Aufschrift bestimmen läßt, sondern nur durch einige hundertjährige Linden verraten wird, die an deren Wände gesetzt wurden. Die Reben, welche sorgfältig gezogen, die Wände des Hauses beinahe bis zum Dache hinauf bedecken, so daß zwischen den Blättern nur die Fenster sichtbar sind, und die grünen Zweige die sich

über das alte Dach der Kirche hin ausbreiteten, gleich als ob sie es beschützen wollten; verliehen dem Gebäude einen besonderen Liebreiz — als ob die Natur diesen Ort, wo die Bewohner des Dorfes in ihren schweren Tagen Trost suchen, mit der Hoffnung schönstem Grün hätte zieren wollen. — Gerade vor der Kirche steht die Fähre, deren sich die Dörfler bedienen um zu ihren jenseits der Sajo gelegenen Besitzungen zu gelangen und vom diesseitigen Ufer ist auch schon das Klappern der großen Mühle hörbar.

Hier saß nun vor mehr denn zwanzig Jahren an einem schönen Herbstnachmittage der damals noch jüngere Pastor des Dorfes. Nachdem er seine Arbeiten beendigt, wollte er hier seine Frau erwarten, die ins benachbarte Dorf zu ihren Eltern auf Besuch gegangen war. — Er hatte ein Buch bei sich, einen der großen römischen Dichter, den er überaus verehrte; nach kurzem Lesen jedoch legte er seinen Lieblingsdichter auf die Bank neben sich hin und betrachtete lieber die herrliche Natur, aus der er wie jeder wahrhafte Künstler seine Schätze schöpfte und schöpfen wird, so lange die Welt steht.

Es war einer jener lieblich angenehmen Tage, wie wir sie nach Mitte November vielleicht nur in unserem Vaterlande genießen können. Die Eichen ließen kaum ihr Laub fallen und obwohl sich die Sonne schon ihrem Untergange neigte, war die Luft doch noch so lau, als ob der Winter erst nach Monaten käme. Und doch lag in der Färbung der ganzen Gegend und in den Formen der Wolken ein gewisses Etwas, was darauf hindeuten wollte, als ob dieser Boden, der heute noch in solch' herrlich schönem Grün steht, vielleicht morgen schon in kalte Schneedecke gehüllt sein könnte. Ist dies nicht das schönste Bild unseres Lebens, wenn einer, der seinem Beruf Genüge leistet, mitten in nützlicher Thätigkeit entschlummert, der Erde gleich, deren Fruchtbarkeit bis zum letzten warmen Augenblicke währt. Der junge Pastor fühlte sich unendlich wohl und

zufrieden in diesem Augenblicke. Ein anderer mit gleichen Fähigkeiten und Kenntnissen begabter Mann, hätte den Kreis, in welchem er wirkte, vielleicht für zu enge gehalten, er aber wußte ganz wohl, daß man in jedem Kreise, wie eng auch dessen Grenzen seien, wenigstens in die Höhe streben könne und segnete sein Geschick für das bescheidene Glück, welches er in diesem Dorfe fand. Unter solchen Gedanken zog plötzlich die Fähre, um welche immer sobald der Abend herannahte ein regeres Leben begann, seine Aufmerksamkeit auf sich. Die Reihe der beladenen Wagen am jenseitigen Ufer, der Lärm mit welchem die von dort Angekommenen ihre Rinder am Felsufer antrieben; der Schiffer, der mit lauter Stimme bald die Wartenden zur Geduld anwies, bald die Ungeduldigen mit einem Scherze beruhigte, welcher — obschon seit zehn Jahren oft wiederholt — doch noch immer sein lachendes Publikum fand; endlich das laute Gespräch, welches zwischen den beiden Ufern geführt wurde, ohne daß es die Ohren der Zuhörer verletzt hätte; — nahmen des Pastors Aufmerksamkeit vollends in Anspruch; insbesondere aber war sein Augenmerk gespannt, als er am jenseitigen Ufer der Sajo einen Fremdling gewahrte, den er eine Zeitlang mit mächtigen Schritten näher kommen sah und der eben jetzt in die Überfähre stieg.

So viel man von hier aus erkennen konnte, war er reinlich gekleidet. Er trug einen langen, dunkelfarbigen Rock, niederen, breitkrämpigen Hut; auf dem Rücken hatte er eine kleine Reisetasche, die er, sobald er in den Kahn stieg, vor sich hinlegte, und unter dem Arme trug er ein kleines viereckiges Paket. Nach der Überfahrt wies ihn der Schiffer, mit dem er sich mittlerweile in ein Gespräch eingelassen, zur Pastorwohnung hin. Der Fremde richtete seine Schritte direkt dahin und sich vor dem Pastor mit einer gewissen Würde verneigend, wünschte er „guten Abend“ und erzählte, daß er aus dem benachbarten Dorfe komme und vom dortigen Pastor, der des geistlichen Herrn Schwager

ist, die Nachricht bringe, daß seine achtbare Frau Gemahlin heute abend nicht nach Hause kommen werde.

Der Pastor erwiderte freundlichst des Fremdlings Gruß und frug ihn ob er nicht ins Haus kommen wolle, da die Luft ein wenig kühl zu werden beginne.

„Ich fühle mich sehr geehrt," sprach der Fremde, sich abermals verneigend, „und gestehe, daß ich müde bin. Ich ging heute morgens vier Stunden zu Fuß, und obwohl mich dero Hochwürden Schwager mit magyarischer Gastfreundschaft aufgenommen und ich schon lange nicht so gut gespeist habe wie in seinem Herrenhause, fand ich den Weg in dieses Dorf dennoch weiter, als ich ihn mir beim Aufbruch dachte. Es ist eine alte Erfahrung, daß das Ziel, das wir erreichen wollen, in der Ebene immer ferner liegt als wir anfangs glaubten; in den Bergen aber begegnen wir statt der Ferne wieder anderen Hindernissen. — Bemühen muß man sich immer, entweder stark oder anhaltend."

Der Pastor drückte sein Bedauern aus, daß ihn sein Schwager nicht mit dem Wagen herübergeschickt habe.

„Der geistliche Herr war so gütig und offerierte ihn mir," sprach unser Reisender höflich weiter, „allein ich nahm es nicht an. Das Sprichwort sagt gut: ‚pauper Aristoteles cogitur ire pedes!' Der Student soll zu Fuße gehen. — Es ist nicht gut sich an Dinge zu gewöhnen die man nur selten genießen kann und dies ist für mich jede Bequemlichkeit."

Diese letzten Worte sprach er zwar ohne Bitterkeit, doch in einem Tone, der zum Herzen drang. Es lag überhaupt so ein „gewisses Etwas" in dem ganzen Wesen des Fremden, das leicht ein Interesse für ihn rege werden ließ. Die Eckigkeit seines Benehmens, eine gewisse angenommene Würde, — an die sich so leicht gewöhnt, wer befehlen muß, sei er nun Feldherr oder Schulmeister — hätten vielleicht einen lächerlichen Eindruck machen können. Die dürre,

hagere Gestalt mit den ungewöhnlich langen Gesichtszügen und den buschigen Augenbrauen, die er beim Sprechen immer auf- und niederzog, waren mit Zuversicht nicht schön zu nennen, — und doch lag in der ganzen Erscheinung dieses Mannes etwas Ehrfurchtgebietendes. Auf den ersten Blick sah man, daß dies eines jener Individuen sei, welchen die Schläge des Schicksals wohl tiefe Wunden zufügen können, ohne daß sie sich für besiegt gelten lassen. Der Pastor war deshalb auch fast in Verlegenheit als er dem Fremden seine Dienste anbot, für den Fall, daß er seiner Hilfe bedürfte.

„Ich habe," erwiderte dieser, „im benachbarten Dorfe vernommen, daß in Sajogát die Rektorsstelle erledigt sei und bin nun hieher gekommen um mich für diesen Posten zu offerieren."

„Ich könnte mich auch vielleicht auf meine litterarischen Verdienste berufen," fuhr er fort, dem Pastor aus dem unter seinem Arme mitgebrachten Paketchen zwei Büchlein überreichend. „Hier meine zwei Werke: ‚Aus der alten Geschichte zum Nutzen der Zukunft verfaßter Tugendspiegel' den ich zu Klausenburg, und ‚Hundertundein Kernsprüche für die liebe Jugend', welche ich zu Debrezin erscheinen ließ. Wenn sich Käufer dafür gefunden hätten, so wären sie vielleicht eine nützlichere Lektüre geworden als viele andere Bücher, welche die Menge gierig verschlang. Doch mögen andere für mich sprechen."

Und bei diesen Worten nahm er seine in ein Tuch gewickelten Zeugnisse aus der Tasche hervor und überreichte sie dem Pastor.

Die Zeugnisse waren die ausgezeichnetsten und nur eines war darin auffallend, daß sie nämlich, alle — das erste ausgenommen, welches über seine bei einer größeren Gemeinde, durch volle sieben Jahre mit Fleiß und Eifer versehenen Dienste sprach — meist nur auf höchst kurze Zeit lauteten. Der Pastor drückte sein Befremden hierüber

aus und zugleich seinen Zweifel, ob der Fremde, mit solchen Zeugnissen versehen, geneigt sein dürfte, die mit einem nur sehr geringen Einkommen verbundene Stelle eines Rektors im Dorfe anzunehmen.

„Euer Hochwürden," sprach der Fremde traurig, „denken ohne Zweifel so von mir: der Mensch kann nirgends aushalten, er mag ein Stänker sein, einer von denjenigen Leuten, welchen man zwar im allgemeinen nichts Schlechtes nachsagen, mit denen man aber doch nicht eine gute Stunde verbringen kann. Schütteln Sie den Kopf nicht, denn ich errate aus Ihren Augen Ihre Gedanken und bin nicht ungehalten darüber. Wer klagt den Wind an, der den Stengel der Pflanze mit sich reißt, oder die Erde, in welcher die starke Pflanze nicht Wurzel fassen kann. . . . Der Stengel ist unnütz — warum schweift er umher?"

„Sie mißverstehen mich," sprach der Pastor freundlich weiter. „Ich wollte Ihnen bloß mein Erstaunen darob kundgeben, daß Sie sich bei Ihren Kenntnissen und bei dem Fleiße, den Ihre Zeugnisse darthun, keine sichere Stellung verschaffen konnten."

„Die Ursache hievon ist zum Teil in dem schweren Stande eines Lehrers überhaupt, zum Teil auch in mir selbst zu suchen. Warum wählte ich diesen Stand, und weshalb suchte ich außer meinem eigenen Vorteile auch noch etwas anderes darin? Wer immer nur darauf bedacht ist, auf seiner Laufbahn so weit als möglich fortschreiten zu können, der eilt an Orten vorüber wo er gemächlich hätte ausruhen können, verläuft sich, und des Abends findet er sich dann meist ohne Obdach. Wer nach Idealen jagt, pflegt sein tägliches Brot nicht zu finden und wer sich irgend einen Lebensberuf erwählt, der suche nicht auch noch etwas anderes daneben als eben nur seinen Beruf. Wenn er ein Schriftsteller ist, so soll er schreiben, ein Erzieher erziehen, ein Geistlicher beten, so wie der Schuster das Leder, der Schneider den Stoff, der

Tischler das Holz bearbeitet. Die Poesie des Lebens taugt nicht für arme Bursche."

Der Pastor widerlegte diese mit Bitterkeit ausgesprochenen Ansichten und behauptete, daß jeder, selbst der bescheidenste Beruf, seine poetische Seite habe; und daß wir gerade dieser poetischen Seite unserer Beschäftigung die Zufriedenheit verdanken, die sie uns bietet.

„Ich gebe das Erstere zu, das Letztere aber muß ich entschieden in Abrede stellen," sprach der Fremde, der während des Pastors Worten seine Augenbrauen hinauf- und nun wieder niederzog. „Daß jeder Stand seine Poesie habe, ist ebenso unleugbar wie die Behauptung, daß derjenige, der zu Lande geht, ebenso gut seine Schritte nach den Sternen richten kann, als wie der Schiffer, der zur See seinen Weg nimmt. Nur daß, wer dies thut, sehr oft — da er seine Augen immer nach dem hohen Wegweiser richten muß — stolpert, ja sogar in eine Grube fallen kann. So erging's auch mir. Der Zukunft Menschen erziehen, ist einer der schönsten Berufe. Nicht aus Not, sondern, von der Begeisterung dazu förmlich angetrieben, wählte ich diesen Stand den Bitten meiner Eltern, den Ratschlägen meiner Freunde entgegen, und noch nie faßte jemand seine Aufgabe ernster auf, als ich. Ich unternahm alles, um mich zum vollkommenen Erzieher heranzubilden und verwendete deshalb auch die Zeit, die ich im Auslande zubrachte, anstatt theologische Studien zu betreiben, lieber darauf, um die derzeit berühmtesten Institute Deutschlands und der Schweiz zu besuchen. Mit großen Hoffnungen und Vorsätzen kehrte ich in mein Vaterland zurück, und nur wenige Menschen können glücklicher sein, als ich es war, als ich bald darauf als Leiter der Schule einer größeren Gemeinde berufen wurde. Ich habe daselbst sieben Jahre, und wie meine Zeugnisse darthun, nicht ohne Erfolg gewirkt. Die Stelle entsprach aber meinen Erwartungen nicht. Je länger ich dieses Amt bekleidete,

ETEMI KÖNYV SZEGED

destomehr gelangte ich zur Erkenntnis, wie klein eines Schulmeisters Wirken sei, wenn die ganze Welt mit seinen Lehren im Kontraste steht. Wenn ich auch mein ganzes Leben der Erziehung dieser Dorfgemeinde aufopfere, welchen Einfluß kann ich dadurch auf die Zukunft der Menschheit oder auch nur meiner Nation ausüben? Wird all' dies meinen Namen erhalten können? — So dachte ich bei mir und bei diesen Gedanken — ward ich traurig. Dem Vaterlande wollte ich große Männer erziehen, dies war mein Ideal, meine fixe Idee, und freudig verließ ich mein Dorf, als mich der damalige Vicegespan zum Erzieher seiner Söhne berief. — Von der Zeit ab ist mein Leben eine lange Wanderung, deren Ruheplätze für mich — Folterbänke waren. Ich unterrichtete in einem gräflichen Hause, bei zwei freiherrlichen Familien, bei Vicegespanen und anderen vornehmen Adeligen. Ich könnte Bücher schreiben, voll von meinen Erfahrungen, — doch ich will Ihnen, hochwürdiger Herr, nicht noch länger zur Last fallen. Genug an dem, daß sich das Sprichwort:

„Quem dii oderunt, paedagogum fecerunt."
„Nur wen der Götter Haß geschlagen,
Der muß sich als Schulmeister plagen!"

an mir leider vollkommen bewährte. Aus meinen fixen Ideen bin ich nun zwar, obgleich mit Schmerzen, aber denn doch gänzlich erwacht. Gott und die Zeit erziehen sich ihre großen Männer selbst. Der Stoff der in die Hand des Schulmeisters gegeben wird, ist selten solcher Art, daß man große Individuum daraus bilden könnte. Aus Holz eiserne Räder machen, das ist die Aufgabe des Erziehers, und wehe ihm, wenn er den Eltern nicht glauben machen kann, daß er das vermag, oder gar offen gesteht, daß er zu solch großem Wunderwerke nicht befähigt ist. In vielen Häusern hatte ich nur darum kein längeres Bleiben, weil ich die Eltern auf die schwachen Fähigkeiten ihrer Kinder aufmerksam machte; an andern Orten hielten sie mich für

zu strenge, anderswo wieder für über die Maßen nachgiebig, während man mir es in einigen Häusern gar übel nahm, daß ich Grundsätze in die Herzen der Kinder einprägte, die im Leben nicht anwendbar sind; ja in einem Hause trat sogar der Tanzmeister gegen mich auf, weil ich, angeblich durch mein Betragen und meine Haltung, welche ich auf meine Schüler übertrüge, die Resultate seiner Kunst vereitelte. Mit einem Worte, ich entsprach nirgends den Erwartungen, und obgleich man mich nie entließ, verfuhr man doch so mit mir, daß ich von selbst gehen mußte und nun — stehe ich hier, fünfzig Jahre alt, und weiß nicht wo ich mein Haupt niederlegen soll."

Der Pastor hörte des Mannes Rede betroffen an und beantwortete sie mit dem Versprechen, „daß er gewiß bemüht sein werde, das Anliegen auf jede nur mögliche Weise zu unterstützen."

„So nehmen Sie denn meinen innigsten Dank hin," sprach gefühlvoll der Fremde. „Sie können Ihre Nächstenliebe nicht durch eine größere Wohlthat erweisen, als wenn Sie mir die Rektorsstelle verschaffen. Ich bitte Sie darum als um eine Wohlthat — ich würde nötigen Falles darum — betteln," fügte er hinzu, seine dichten Augenbraunen, unter welchen eine große Thräne hervorperlte zusammenziehend. „Wir stehen an der Schwelle des Winters, und ich habe Weib und Kind!"

Der Pastor und der Fremdling sprachen an jenem Abende noch lange miteinander. Des andern Tages stellte dann der Pastor seinen Gast dem Kirchenvorstande vor, und nach acht Tagen ließ sich Elias Sátonyi im Rektorhause nieder.

Der alte Sátonyi besaß jene Eigenschaften nicht, durch welche man die Liebe des Volkes für sich gewinnen kann. Seine strengen Grundsätze, die Eckigkeit seines Benehmens,

besonders aber der Umstand, daß er sich in Gesellschaft der Dorfräte nicht recht heimisch fühlen konnte, waren die Ursachen, derentwegen er hier die Bevölkerung nicht für sich gewinnen konnte, obwohl gewiß niemand seine Pflichten hätte gewissenhafter erfüllen können, als er dies that. Außer dem alten Müller, der Zeit seines Lebens stets nur ihm höher gestellte und gebildete Gesellschaft suchte, war niemand, der mit ihm in irgend eine nähere Berührung gekommen wäre. Die übrigen nahmen alle eine beinahe feindliche Stellung gegen ihn ein, wenigstens unterließen sie es auch nicht bei einer einzigen Gelegenheit die Schwächen des armen Rektors hervorzuheben. Doch, umsonst! So sind die Menschen! Wenn sie nicht sagen können oder wollen, warum sie jemanden nicht lieben, zerbrechen sie sich so lange den Kopf, bis sie doch zuletzt irgend eine Ursache herausfinden, und dies war nicht nur in Sajogáth der Fall, sondern pflegt auch an anderen Orten meist so zu geschehen. Sie warfen ihm die steife Würde vor, mit der er immer seiner Schule vorstand, und fanden es lächerlich, daß er stets lateinische Sprichwörter in seine Reden einmengte, — sie nahmen es ihm übel, daß er allem, was er unternahm, eine so große Wichtigkeit beilege und die Stunden seiner Muße bei seinem kleinen Klavier verbrachte, welches er, sobald es die Umstände erlaubten, gekauft und auf dem er nun Werke von Mozart und Haydnsche Musik, das heißt solche Stücke spielte „von denen sich nicht einmal ihr Urgroßvater was träumen ließ“ — wie die Bauern zu sagen pflegten — und die „nicht einmal ein Zigeuner nachgeigen könnte.“ — All' dies aber ließen des Rektors Widersacher so oft vernehmen, bis sie endlich im Dorfe allesamt den auslachten, der mehr wert war als sie alle zusammen.

Der alte Sátonyi wußte all' dies sehr gut und beklagte sich sehr oft, doch nicht so sehr über das Volk als über sich selbst. Wozu nützt es, pflegte er oft zu sagen, daß das Herz lieben kann, wenn uns vom Schicksal die Meister-

schaft versagt worden, wodurch wir uns beliebt machen können. Durch seine Familie jedoch, die er von seinem spärlichen Einkommen ernährte, an sein Amt gebunden, ertrug er all' diese Unannehmlichkeiten mit Geduld. Die Liebe, mit der er an seinem einzigen Kinde hing, machte dann alles wieder gut. Was kümmerte er sich auch darum, daß die Welt seine eigenen Verdienste nicht anerkannte, daß all' seine Pläne mißlangen und er statt des Ruhmes, von dem er in seiner Jugend als des Landes erster Erzieher geträumt, jetzt nicht einmal die Popularität eines kleinen Dörfchens gewinnen konnte! „Das Schicksal wird dem Sohne geben, was es dem Vater versagt!" Diese Hoffnung erhielt ihn zwischen den kleineren und größeren Unannehmlichkeiten des Lebens noch aufrecht.

Wir lernen weniger auf dem Wege der Erfahrung als wir gewöhnlich denken, und nur selten weiß ein Mensch diese auch nur zum Wohle seiner eigenen Kinder anzuwenden. Wir selbst scheiterten auf dieser Bahn und leiten die Kinder nun denselben Pfad, auf dem wir verunglückten, wir durchleben aufs neue die Träume unserer Jugend und blicken dann, unseren Erfahrungen zum Trotze, vertrauensvoll der Zukunft entgegen, als ob nur wir allein auf der Welt hätten getäuscht werden können. Und dies war auch des alten Sátonyis Schwäche. Er, der bei all' seinen Kenntnissen das tägliche Brot sich zu sichern kaum imstande war, phantasierte nun von der glänzenden Zukunft seines Sohnes, und der Ehrgeiz, der einen der Grundzüge seines Charakters bildete, fand in seinen alten Tagen darin seine Befriedigung, daß er für seinen Sohn glänzende Pläne entwarf. Es lag etwas Lächerliches und dennoch Ergreifendes darin, wenn der alte Schulmeister so erzählte, wozu er sein Kind erziehen wolle, und das Ziel lag auch gar nicht so fern als daß er es nicht zu erreichen hoffen durfte, wenn er des kleinen Knaben hübsche Züge vor sich sah. Nur eines war bedauerlich bei der Sache, daß

nämlich diese glänzenden Phantasien auf die Erziehung des Kindes von übler Wirkung waren, und daß der Kleine, den sein Vater immer „zu etwas Großem" geboren glaubte, eigentlich zu nichts gelangen konnte, weil seine Mutter, welche die Hoffnungen ihres Mannes nicht teilte, eine ganz entgegengesetzte Richtung in der Erziehung ihres Kindes einschlug.

Die Frau Rektorin war die Tochter eines wohlhabenden Landwirtes und heiratete Sátonyi aus Liebe. Das Elend, in welches sie überging, erweckte einen um so größeren Haß gegen jeden wissenschaftlichen Stand in ihr, je mehr sie ihres Mannes Kenntnisse und Wissen bewunderte. Du sollst deine Erde im Schweiße deines Angesichtes bearbeiten, heißt es in der heiligen Schrift, — so pflegte sie oft zu sagen. — Der Mensch lebt nicht von seinem Verstande, sondern von seiner Hände Arbeit, und ich dulde es nicht, daß mein Sohn zum Elende erzogen werde. Er lerne ein Handwerk oder werde Landwirt, wie sein Großvater einer war, aber damit: andere lesen zu lehren, soll er sein Leben nicht verbringen.

Die gute Frau wollte ihr Kind vor jenem Elende behüten, welches sie selbst empfand und, daß diese Ansichten der Frau Rektorin, die sie gegen jedermann ohne Rückhalt äußerte, in ihrem Kinde die Begierde zu den Studien nicht erwecken konnten, braucht wohl nicht erst betont zu werden.

Der alte Sátonyi wollte aber diese Vorurteile seiner Frau männlich bekämpfen und da er sah, daß er es mit seinem häuslichen Unterrichte nicht weit bringen könne, beschloß er seinen Sohn in die Schule zu schicken. Er war zu jedem Opfer bereit, welches bei seinen dürftigen Verhältnissen zur Ausführung seines Planes sich als notwendig erweisen sollte, er berechnete alles, brachte alles in Ordnung, doch wozu nützte alles das? — Es giebt nichts Unwiderstehlicheres als eine Frau, an deren Liebe wir nicht zweifeln, besonders wenn wir gegen ihre feste Überzeugung nur

mit unseren Hoffnungen auftreten können, und das erfuhr auch der Rektor. Je näher er den Augenblick herannahen sah, für den er sich vorbereitete um mit seinem Sohne nach Sáros-Patak zu gehen, desto mehr wankte er in seinen Grundsätzen. Einige Tage vor der Abreise ging er gewöhnlich zum Pastor Rat holen, ob er nicht vielleicht doch besser thäte, wenn er seinen Sohn noch ein halbes Jahr zu Hause behalten und für die Pataker Schule mehr vorbereiten wollte; und wenn ihm dieser auch das Gegenteil riet, blieb Sátonyi an dem bestimmten Tage doch zu Hause und später klagte er dann selbst über seine Schwäche. Der hochwürdige Herr werden sich überzeugen, pflegte er dann traurig zu sagen, die Widerspenstigkeit meiner Frau ruiniert noch unseres Kindes Zukunft. Es ist nicht gut, wenn die Eltern ihren Kindern so sehr anhängen, daß sie sich dann von ihnen nicht mehr trennen können. Es ist dies auch eine Art des Egoismus, der um so gefährlicher wirkt, weil er sich unter dem Mantel der Liebe verbirgt.

Alle Welt wußte es, daß diese Beschuldigungen Sátonyi selbst mindestens in demselben Maße trafen wie seine Frau und sie, die Rektorin, war endlich derart davon überzeugt, daß sie zuletzt gar nicht mehr gegen die Pläne auftrat, von deren Nichtgelingen sie ja doch im voraus überzeugt war. Wer übrigens das Kind gekannt, konnte sich über seines Vaters Schwächen gar nicht wundern. Es gab gewiß keinen liebenswürdigeren Knaben in der ganzen Umgegend. In Bezug auf seine geistige Begabung jedoch täuschte sich der alte Sátonyi wahrscheinlich. Die unruhige Neugierde, die weit ausgeholten Reden, die Naseweisheit, mit einem Worte all' die, Fremden unangenehm erscheinenden Eigentümlichkeiten, die aber doch bei Kindern auf Verstand deuten, waren seinem Sohne nicht eigen, doch wem sich das Kind näherte, der mußte es lieben.

Das Volk ist nicht empfindsam. An das harte Leben gewöhnt, verfährt es auch hart mit seinen Kindern und

denkt über Fremde nicht viel nach. Der kleine Lajos aber bildete eine Ausnahme. Ihm begegnete jeder zärtlich, ihn sprachen selbst die ernsthaftesten Bauern freundlich an, die armseligsten riefen ihn zu sich, und wenn man in einem Hause Kolatschen buck, da luden sie ihn ein, und jeder freute sich, der ihn in die Weinlese oder auf dem Wagen mit aufs Feld nehmen konnte. Durch seinen Sohn ward auch der alte Sätonyi beinahe volkstümlich im Dorfe.

Zum Teil verursachte des Kindes Schönheit den Zauber, den es auf jeden ausübte. Unser Äußeres ist nie von größerer Bedeutuug für unsere Zukunft als eben in der Kindheit, wenn der erste Eindruck, den das Leben auf uns macht von der Art und Weise abhängt, wie sich die Menschen uns nähern, die dann wieder von dem Eindruck abhängig sind, den wir auf sie machten. Aber nicht die blauen Augen, nicht die goldenen Locken, nicht das liebliche Kindesantlitz, das jeden mit solch' heiterer Sanftmut anlächelte, sondern eher der Ausdruck, der all' dies zu einem bezaubernden Ganzen zusammenschmilzt, wirkte auf jeden, der das Kind sah. Es war eine unendliche Güte und ein so tiefes Gefühl auf dem kleinen Gesichtchen ausgedrückt, wie wir dies bei Kindern nur selten finden. Er war heiter, und doch zog sich eine ungewöhnliche Sanftmut durch sein ganzes Wesen. Man mußte beinahe mit des Pastors Frau einer Meinung sein, die da immer sagte: „Ei wie schade, daß der kleine Lajos wachsen muß, er kann nicht mehr schöner und besser auf Erden werden!" und obwohl sich des alten Rektors Herz mit Wonne füllte, so oft er auf sein Söhnchen blickte, so war diese freudige Bewegung doch nicht ohne alle Besorgnis, wenn er an dessen Zukunft dachte. Er vernachlässigte seine Erziehung gewiß in Nichts, und der kleine Lajos wußte mehr als andere Kinder seines Alters, die ihre Studien nach dem vorgeschriebenen System fortsetzten, allein all' dies konnte ohne ordentliche Schulzeugnisse des Knaben Zukunft nicht sichern

und die Zeit rückte heran, wo er für ihn einen Stand erwählen mußte. Sátonyi wählte, wie immer, auch diesmal wieder ein neues Steckenpferd.

Lajos ererbte des Vaters musikalische Leidenschaft in vollem Maße und in Anbetracht, daß er nur den Unterricht seines Vaters genoß, geigte er auch recht hübsch. Der Rektor baute nun neue Luftschlösser auf diese Anlagen. Er sprach von der glänzenden Stellung einzelner großer Musiker und sah auch manchmal schon seinen Sohn in deren Reihe. Doch wenn er sich auch in Bezug auf die Beschwerden und Ungewißheiten getäuscht, die bei diesem Stande noch größer als anderswo sind, war seine Frau gegen die Musik, die sie nicht von der Meisterschaft der Zigeuner zu unterscheiden vermochte, eine noch unerbittlichere Feindin als gegen die Wissenschaften. Die arme Frau nahm ihm jetzt auch noch übel, daß ihr Söhnlein geigen lernte und manchmal an Sonntagen im Hofe des einen oder anderen Gazda aus Gefälligkeit seine Weisen heruntersiedelte. Hörte sie es ja mit ihren eigenen Ohren, wie ihn einst der Kleinrichter bei einer solchen Gelegenheit einen „blonden Zigeuner“ nannte. All' diese Übel und Besorgnisse wurden jedoch glücklich beseitigt.

Sátonyis einziger Freund und Protektor im Dorfe war, wie bereits erwähnt, der Müller. Man nannte ihn den „großen Müller“, doch nicht etwa seiner körperlichen Größe wegen, sondern weil es bis auf drei Meilen in der Umgegend der Sajo keine größere Mühle gab als die seine.

Man täuscht sich wenn man den Ehrgeiz nur in den Palästen oder in der Umgebung des Hofes zu suchen pflegt; er spielt eine mächtige Rolle auch in unseren Dörfern und selbst unter jener Klasse des Volkes, die wir uns sonst im Kontraste mit der Aristokratie denken, die aber in ihren eigenen Kreisen eben solche aristokratische Neigungen besitzt, wie jede andere. Die Obrigkeiten verfolgen einander nirgends strenger und nirgends erkennt man so leicht und

durchgehends deren Folgen, als unter dem Volke; nur daß den Grund dieser Aristokratie bei dem Volke beinahe ausschließlich das Vermögen bildet. Dem Bauer oder Grundbesitzer, der ein schöneres Haus oder mehr Rindvieh besitzt, gebührt die Ehre, und die Nachbarn huldigen auch gewöhnlich seiner Obrigkeit ohne Murren, und als die Wahl des Richters noch von den Reichen abhängig war, da fiel auch fast immer auf den Reichsten ihr Votum.

Der Müller war das Prototyp dieser Dorfaristokratie.

Der Führer eines Fähnleins aus dem Mittelalter hätte nicht mit mehr Stolz auf seine Leibeignen herabsehen können, als er auf jene sah, von denen er die Abgabe für die Mühle nahm, und aus jeder seiner Bewegungen und Mienen sah man das stolze Selbstbewußtsein hervorleuchten, daß es „so weit die Sajo fließt" keine größere Mühle gab, als seine, das heißt eine ausgenommen, welche drei Meilen weiter hinauf stand, mit der seinigen aber auch deshalb schon nicht in Vergleich gezogen werden konnte, weil sie zum Besitze der Krone gehört und ihr Pächter ein — Jude ist.

Wer das kleine, dicke Männchen so sah, wie es, fortwährend hadernd, in seiner Mühle umherging und bald die Burschen auszankte, bald mit den Müllern stritt, hier Gnade austeilte und den Weizen der Einzelnen auf dem Boden ausschütten ließ, dort die Ungeduldigen ausschalt und wie er seine Rede immer mit den Worten schloß, daß, wem es hier nicht gefällig, anderswo mahlen lassen könne, wer all' dies sah, lächelte zuweilen über diese Würde, aber wehe ihm — wenn es der große Müller bemerkte. War's ein Landwirt, der sich einer solchen Majestätsbeleidigung schuldig machte, dem mahlte man in der Sajogáter Mühle gewiß nie mehr, und war's ein Dienstbote oder ein Bauernbursche, dann entging er sicherlich den Prügeln nicht. Der Müller in seiner hohen Selbstschätzung hätte solche Beleidigungen nie verzeihen können, und niemand hielt sich

für wichtiger und notwendiger auf der Welt, als er. Alles, was im Dorfe geschah, geschah durch ihn, auf seine Veranlassung, ja sein Einfluß erstreckte sich seiner Überzeugung nach auch noch viel weiter. Hätte er nicht mit dem Vicegespan gesprochen, als dieser einst, gerade dieses Weges kommend, in seiner Mühle einsprach, es wäre wohl bis zum heutigen Tage jener Dammweg nicht fertig, der jetzt hier so gute Dienste leistet. — Der Landwirt Michael Kis hätte nie seinen Prozeß gewonnen, wenn er ihn nicht dem Oberrichter empfohlen hätte und das ganze Dorf hörte dies alles so oft, daß sie es endlich auch glaubten. Und so hielten sie denn den Müller für einen großen, mächtigen Mann.

Doch bei all' seinen Fehlern hatte er auch seine guten Eigenschaften. Es hatte niemand im Punkte der Ehrlichkeit über ihn zu klagen, und gar oft ließ er einer armen Witwe oder anderen armen Leuten ihr Getreide umsonst mahlen, und als ihn seine Selige mit dem ersten Töchterlein beschenkte, da stand gar die Mühle den ganzen Tag für jedermann zur unentgeltlichen Benützung frei. All' dies geschah jedoch mit einer solchen großherrlichen Herablassung, daß wer seine Wohlthaten empfing, sich eher erniedrigt, als zu Danke verpflichtet fühlte. Er war reich und darum geehrt, grob und darum gefürchtet. Es zog niemand seine Obrigkeit in Zweifel, und dennoch war er mit seiner Stellung nicht zufrieden. Je mehr ihm die Nachbarn huldigten, je mehr sie es duldeten, daß er auf sie herabsah, desto größer war seine Sehnsucht nach einer höheren, für ihn schicklicheren Gesellschaft, und dies war auch hauptsächlich das Band, welches ihn an Sátonyi fesselte. Sátonyi war ein gelehrter Mann, der Bücher schrieb und sehr oft im Hause des Gutsherrn aus- und einging. Der Obergespann selbst, bei dessen einem Verwandten er als Erzieher fungierte — nannte ihn — als seine Excellenz das letzte Mal im Komitate waren — seinen

„lieben Freund“, und der stolze Müller fühlte sich geehrt durch die Freundschaft eines solchen Mannes, und that was in seinen Kräften stand, um sich ihrer zu versichern.

Als der kleine Lajos zwölf Jahre alt wurde, bat er seine Eltern, daß sie ihn in die Mühle geben möchten; und somit erfüllten sich die heißesten Wünsche der Frau Rektorin, während die Luftschlösser, die ihr Mann baute, in Dunst aufgingen. Sátonyi war viel zu vernünftig, als daß er die sichere Zukunft, die sich jetzt seinem Sohne eröffnete, und wozu er auch selbst Lust zeigte, nicht vorgezogen hätte; aber wer wundert sich darüber, wenn er, welcher seit der Geburt seines einzigen Sohnes stets nur von dessen glänzender Zukunft geträumt hatte, sich jetzt nicht mit dem Gedanken befreunden konnte, ihn nun als Müllerburschen zu sehen. Es ist wahr, er hätte sich nur von seinen Hoffnungen loszusagen brauchen, und es waren doch auch gar keine Hoffnungen, sondern Phantasien, mit denen er seine einsamen Stunden ausfüllte: aber wer kann sich ohne Schmerz von seinen Phantasien lossagen? und wo ist der — selbst unter jenen, die in höheren Kreisen leben, und sich langweilend an dem freudlosen Glanz des Lebens, neidisch von dem Glück des Volkes sprechen — der sein Kind in einen, dem seinen widersprechenden, niedrigeren Kreis ohne Schmerz könnte herabsteigen sehen?

Wer hätte das gedacht — sprach der Rektor traurig. Als mich mein Schicksal von einer Grenze des Landes zur anderen peitschte, wie oft bat ich da meinen Gott, daß er mir doch ein Plätzchen anweisen möge, wo ich mit meiner Familie friedlich ausruhen könne. Es geschah! Wir faßten endlich Wurzel, ich als Schulmeister, mein Sohn als Müllerbursche. Trösten Sie mich nicht — fügte er dann hinzu, wenn der Pastor die Vorteile herzuzählen begann, die für Lajos aus der Aufnahme in der Mühle zu erwarten waren. — Wenn es zu meines Kindes Glück führt, bin ich gegen

gar nichts. Aber ich kenne meinen Sohn, sein Herz hat Gelüste, welche in dem Kreise, in den er nun tritt, keine Befriedigung finden können. Meine Frau glaubt mirs nicht und vielleicht Sie, hochwürdiger Herr auch nicht, aber meinen Lajos hat Gott zum Künstler geschaffen.

In seinem eigenen Hause konnte der arme Sátonyi hievon nicht sprechen. Seine Frau war viel zu glücklich, als daß sie noch einen Zweifel geduldet hätte. Sie sah ihr Söhnchen in ihrer Phantasie schon, als den Nachfolger des reichen Müllers, den Erben der großartigen Mühle und der sich weit ausdehnenden Besitzungen, als den ersten Landwirt der Umgegend und ihr war, als ob all' diese Hoffnungen auch in Erfüllung gehen müßten.

Der Müller hatte ein Töchterlein, welches um zwei Jahre jünger war, als der kleine Lajos; und versicherte er denn nicht unzähligemal, daß er sich, wenn die Kinder auch später sich so vertragen und zu einander passen würden, nie einen besseren Schwiegersohn wünschte, als des Rektors Lajos. Nun und warum sollen sie denn nicht auch später zu einander passen, dachte die Frau Rektorin bei sich, wenn doch schon jetzt das ganze Dorf sagt, daß sie ein Pärchen werden, und wenn sie sich als Kinder auch schon lieben. Und wenn wir dieses Wort von Kinderbeziehungen gebrauchen können — wie sie zwischen Lajos und Mariska beinahe von dem ersten Augenblicke ihres Zusammentreffens an erwachten; — war es wirklich ein „Etwas", das wir „Liebe" nennen können.

Sie waren beide schöne, liebenswürdige Kinder, gut und hübsch, doch sonst einander in nichts ähnlich.

Wenn traurige Zeiten eine Familie heimsuchen, so bleiben deren Spuren auch auf den Kindern zurück. Der Säugling kennt die Entbehrungen nicht die er durchgeht, er versteht den sorgenvollen Blick nicht mit dem seine Eltern sein Spiel verfolgen, die Klagen die er hört, die Thränen die er sieht, sind ihm fremd und unbegreiflich;

doch der traurige Kreis, in welchem er aufwächst, wirkt unvermerkt auf sein Gemüt, und die tobende, kindliche Lustbarkeit — jenes reinste Glück unseres Lebens — das Einzige, um das uns niemand beneidet, entschwindet frühzeitig bei dem Kinde, das unter den Sorgen seiner Eltern groß wächst. Lajos war ein außerordentlich stilles Kind, sanft und träumerisch, selbst in seinen Freuden.

Sehen Sie doch nur auf meinen Sohn — pflegte Sátonyi oft zu sagen, wenn er Sonntag nachmittag mit dem geistlichen Herrn die bei der Kirche spielenden Kinder beobachtete. — Wie er sich von den andern unterscheidet. Jetzt erkennt man auch schon den großen Mann in ihm, der sich nur im Kreise der Kunst und Wissenschaft wohlfühlt; ach, wie schade ist's doch, daß er nicht spröderen Gemütes ist — setzte er dann seufzend hinzu — denn härteres Metall klingt lärmender bei jeglicher Berührung.

Das Kind war außerordentlich sanft, dabei aber dennoch heiter. Wenn ihm die Mutter an langen Winterabenden die „Geschichte vom Joseph" oder irgend ein anderes Märchen erzählte, in welchem ein gutes Kind seine ganze Familie glücklich machte, oder wenn ihm der Vater nach dem Unterricht auf die Schulter klopfte und seine volle Zufriedenheit aussprach, da war dann auf dem sanften Kindesantlitze der Ausdruck unaussprechlichen Glückes sichtbar. — Dies Kind ist ein wahrhafter Engel — sagte eine alte Frau Nachbarin — seine Erscheinung ist eine solche, wie man die Engelein malt, wie ein Netz von Sonnenstrahlen fließt sein golden Haar um das kleine Köpfchen. Ich bedaure die Rektorin! Engel haben kein Bleiben auf Erden. Ich hatte auch einst zwei so kleine Kinderchen, und beide begrub ich sie, ehe sie noch heranwuchsen.

Die kleine Mariska war gerade im Gegenteile ein rotwangiges, lustiges, liebes und schelmisches Kind. Ihr freundliches Gelächter verscheuchte jede Sorge, und das schallende Lied, das liebliche Kindesgelächter, welches sie stets

begleitete, kündeten auf dem Felde und im Dorfe schon von ferne an, daß sich hier die Freude nähere.

Die Freundschaft zwischen dem Rektor und dem Müller brachte auch bald die Kinder in immer nähere Verbindung. Es war kaum einige Monate her, daß die Familie Sátonyi nach Sajogát kam, und nun waren sie auch schon unzertrennliche Freunde. Die Zeit ausgenommen, wo Lajos bei seinem Vater Unterricht nahm, oder die kleine Mariska bei ihrer Mutter unter vielen unruhigen Gebärden strickte, waren sie beinahe immer beisammen. Hinter der Mühle unter den großen Eichen, wo an heißen Sommertagen die Müllerknechte standen, im Walde, am Ufer der Sajo, dort gingen und saßen sie, und wenn sie auch an den Spielen der andern Kinder teilnahmen, so unterhielten sie sich doch nur immer zusammen.

Mariskas Schelmereien waren stets auf Lajos gerichtet und dieser hatte wieder nur für seine kleine Freundin Augen, ungeduldig des Vorwandes harrend, der sie ungestört sich ihre gegenseitigen Wünsche erfüllen läßt, und dieses immerwährende Beisammensein wirkte derart auf beide, daß Lajos lustigeren Gemüts, Mariska dagegen gelassener wurde. Wie zwei Töne, die zu einem um so schöneren Klange zusammenfließen, wenn der eine um einige Stufen höher klingt; — wie zwei Farben im Glanze eines Sonnenstrahles, so ergänzten sie sich durch dieses unaufhörliche Beisammenwirken und durch den Einfluß ihrer gemeinsamen Freuden. Sie vervollständigten sich derart eines das andere, daß wenn wir sie uns von einander getrennt denken könnten, der liebliche Eindruck, den ihre Persönlichkeit auf jeden ausübte, zum Teil schwinden würde.

Das alles scheint nicht von Wichtigkeit zu sein, doch ich erzähle ja auch nur eine ganz einfache Dorfgeschichte, und meine Zuhörer können demnach von mir auch nicht spannende Situationen erwarten, die wir ja ohnehin meist nur in Romanen finden. Das Leben fließt, mit wenig

Ausnahmen, viel ruhiger dahin, und sowie im Walde nach dem Winterschlafe grünes Laub die Zweige bedeckt und das Laub zur Zeit des Herbstes abfällt, die Zweige aber wieder kahl dastehen, ohne daß wir Entwickelung oder Verwelkung stufenweise wahrnehmen würden; oder wie die Wipfel des einen Baumes mächtig gegen Himmel ragen, während der andere seinem Untergange nahe scheint, ohne daß uns die Kraft bekannt würde, der jener sein Gedeihen zu verdanken hat oder wir zu sagen wüßten, welcher Wurm an des anderen Wurzel nagt, — so ist auch größtenteils das Leben des Menschen. Das Glück kommt, und schwindet in dem ordnungsmäßigen Laufe der Zeit. Es giebt nur wenig Bäume, die ein Blitzstrahl jäh zu Boden streckt, und die Herzen verbluten meist unter geräuschlosen Schlägen.

Seit der kleine Lajos in die Mühle kam, ward das Familienverhältnis ein noch engeres, doch auch in Bezug auf die Stellung der Familie Sátonyi im Dorfe konnte diese Veränderung nicht ohne Einfluß bleiben.

Eines reichen Mannes einzige Tochter pflegt auf dem Dorfe, wie in der Stadt und beinahe gleich von dem ersten Augenblicke ihrer Geburt an, Gegenstand glänzender Hoffnungen zu sein, und der Dorfnotar und andere der vermögendsten Landwirte des Dorfes vermochten sich nicht sehr mit der Idee zu befreunden, daß Lajos sie nun, aller Wahrscheinlichkeit nach, um ihre seit Jahren genährten Hoffnungen bringen werde. Die allgemeine Meinung hatte sich jetzt mit Sátonyi, teils aus Gewohnheit und zum Teil, weil des Rektors Verdienste wirklich unleugbar waren, bereits hübsch langsam ausgesöhnt, und nun nannte man ihn abermals einen „hergelaufenen" Menschen, und Lajos wurde allen ein Gegenstand des Neides, einigen sogar des Hasses. Man nannte seine Sanftmut Feigheit, seine Freundlichkeit deuteten sie für Heuchelei, und weil man wußte, daß sich die Rektorin dadurch beleidigt fühlte, pflegte von der Zeit ab jedes ihren Sohn einen „blonden Zigeuner" zu nennen.

Lajos besaß zu viel Zartgefühl, als daß ihm diese Veränderungen hätten entgehen können, er zählte jedoch zu jenen glücklichen oder unglücklichen Individuen, die gegen niemand neutral bleiben können und welche die Kälte anderer ebenso beleidigt, wie sie das geringste Zeichen von Herzlichkeit glücklich machen kann. Auch dies ist eine Eitelkeit, doch ohne Zweifel nur eine Eitelkeit der edelsten Herzen. Dem unschuldigen Kinde blieb nun der Grund der Geschehnisse zwar unerklärlich, auf sein Gemüt aber blieb dies nicht ohne Einwirkung und machte ihn schüchterner. Seine um vieles lebhaftere Freundin dagegen ertrug all' diese an ihrem lieben Gespielen begangenen Beleidigungen geduldiger. Seit man mit Lajos im Dorfe so verfuhr, erwachte der ganze Stolz ihres Vaters in ihrem Busen. Gleich einer Herzogin stolzierte sie unter den übrigen umher und, die ihr zu nahe kamen, erhielten dann im reichlichen Maße zurück, was sie an Lajos begangen.

Wie die, welche bloß in dem beiderseitigen Besitze ihr Lebensglück suchen, alles andere gern aus ihrem Kreise ausscheiden, so können auch zwei Herzen durch nichts einander näher gebracht werden, als wenn sie sich gänzlich zurückgedrängt fühlen; und so ward das Verhältnis, in dem Lajos und Mariska glücklich waren, gerade hierdurch ein noch engeres. Die Frau Rektorin betrachtete indessen diese Früchte des allgemeinen Neides mit Angst und Bangen. Es ist schlimm, sprach sie einst zum Pastor, der sie beruhigen wollte, wenn der Mensch einen großen Feind hat, aber mehrere kleine sind noch gefährlicher. Jener kann uns mit einem Schlage niederschmettern, doch wir können ihm ausweichen, diese aber unterminieren die Erde, und wir finden keine Zufluchtsstätte mehr. Glauben Sie mir, an all' dem ist nur die verwünschte Geige schuld. Ohne sie gäbe es nichts, was man meinem Kinde nachsagen könnte, und das ganze Dorf wäre somit der Gelegenheit beraubt, ihm Spitznamen beilegen zu können.

Bei alledem bereitete dies unheilbringende Instrument jedoch nicht nur unserem Lajos, sondern auch allen, die ihn hörten, viel angenehme Genüsse.

Außer vor dem Hause des Gutsbesitzers, spielte er jetzt vor Fremden nur höchst selten, hie und da einmal; doch wenn sich manchmal der geistliche Herr mit seiner Frau Gemahlin, der Müller und die Familie Sátonyi an langen Wintersonntagen um den großen Ofen herum versammelten, und Lajos seine Geige hervorholte, da nahmen dann selbst des Müllers Gesichtszüge einen sanfteren Ausdruck an, und die Frau Rektorin betrachtete trotz aller Antipathie ihr Söhnlein freudetrunkenen Auges. — Wie schade ist's doch, pflegte der alte Sátonyi gewöhnlich zum geistlichen Herrn zu sagen, wenn sie oft von der Mühle nach Hause schlenderten, der Knabe könnte ein Künstler ersten Ranges werden, und jetzt — — —

Hättest du den armen Knaben doch lieber nie das Spiel mit der Geige gelehrt, sprach die Frau Rektorin, es würde ihn dann wenigstens niemand im Dorfe einen „blonden Zigeuner" nennen können, und du wirst sehen, über kurz oder lang führt dies doch zu nichts Gutem.

Doch nichts konnte diese traurigen Prophezeiungen rechtfertigen. Jahre vergingen ohne Veränderung. Lajos wuchs unter der Arbeit zu einem stattlichen Jüngling heran. Mariska wurde eines der schönsten Mädchen im Dorfe, und wenn die Verse, die der Sohn des Notars ihr zu ihrem Namenstage auf goldberändertem Papier überreichte, auch sehr schmeichelhaft waren, gab es doch in sieben Komitaten kein Mädchen, auf welches die Worte des Liedes besser paßten, die lauten:

„Mehr noch liebe ich dich
Als die Taube den Weizen,
Träume Tage und Nächte
Nur von deinen Reizen.

Ach kein Weib gebar dich;
Dich gebar die Rose,
In Pfingstmorgens Kühle
Aus tauigem Schoße."

Noch nie sahen zwei unschuldsvolle Herzen ihrer Zukunft zuversichtlicher entgegen als diese. War Mariska doch Lajos Braut — was konnte also ihrem Glücke noch im Wege stehen? Sobald Lajos von seiner einjährigen Wanderschaft zurückkehrt, wird, dem Versprechen des alten Müllers gemäß, die Hochzeit abgehalten, und sie waren doch beide noch so jung!

Der alte Müller gewöhnte sich derart an den Burschen, auf den er sich in allem verlassen konnte, und hatte ihn allem Anscheine nach so lieb, daß er selbst immer die Zeit des Wanderns hinausschob. Endlich ward Lajos doch neunzehn und Mariska sechzehn Jahre alt; der geistliche Herr, der intimste Freund und Ratgeber beider Familien, drang auf die Abreise, bis denn auch wirklich der Tag festgesetzt wurde.

An einem schönen Maienmorgen machte sich Lajos auf den Weg. Seine Eltern, die Braut und der Pastor gaben dem Scheidenden das Geleite bis zum Walde. Hier nahmen sie von einander Abschied. Der Vater drückte ihn herzhaft an die Brust und wandte sich dann schnell ab, damit er und die Frauen die Thränen in seinen Augen nicht sahen. — Lajos mochte kaum hundert Schritte gegangen sein, als er stehen blieb und zurückblickte. Die Frau Rektorin sprach ihrem einzigen Sohne noch einen Segen nach, und zwar in einem Tone, wie ihn die Natur nur Müttern verliehen, während Mariska noch einmal zu ihrem Geliebten eilte und ihm noch ein Stückchen weiter das Geleite gab. Die Eltern sahen gerührt dem verliebten Paare nach. Hand in Hand gingen sie neben einander bis zu einem großen wilden Birnbaume, der eben in voller Blüte stand. Hier machten sie Halt und sprachen noch

eine Weile miteinander, bis endlich Lajos zwei kleine Zweiglein abbrach, deren eines er seiner Braut überreichte. Dann drückte er sie noch einmal an seine Brust, und mit der Hand zum Abschiede winkend, eilte er von dannen.

Der arme Bursche sah gar nicht mehr zurück, vielleicht weil er fühlte, daß er, wenn er zurückblickte, nicht leicht mehr weiter gehen könnte.

Als Mariska zu ihren Angehörigen zurückkam, waren ihre Augen mit Thränen gefüllt, aus ihren Gesichtszügen aber sprach eine Art Zufriedenheit, als wollte sie sagen: „Ich bin doch die Letzte, die von ihm Abschied nahm!"

Weine doch nicht so, liebes Kind, sprach die Frau Rektorin schluchzend, mit dem Frühling kehrt er ja wieder, und dann verläßt er dich niemals mehr auf dieser Welt!

Ich weiß ja, weiß es ja, gab Mariska zur Antwort, während Thränen über ihre roten Wänglein rollten, ich weine ja auch nicht deshalb, aber ich habe Ihren Sohn gar so lieb. Als wir zuletzt Abschied von einander nahmen und Lajos dies Zweiglein abbrach, da fiel gleich einem Himmelssegen, ein Blumenregen von oben auf uns herab, und als ich die Frau Bódó, die dem ganzen Dorfe Karten schlägt, bat doch auch mir und Lajos wahrzusagen, da sagte sie, bei uns wäre das Kartenschlagen eine unnütze Sache. „Denn das Haus, auf dessen Dach der Storch sein Nest baut, ist nicht so sicher, als wer seinem Geliebten, der auf die Reise geht, sein Plätzchen im Herzen aufbewahrt." Aber ein Jahr dauert doch gar so lange, und ohne Lajos wird die Mühle sehr öde sein!

2.

Anfangs schien Lajos' Abreise niemandem schwerer zu fallen als dem Müller. Seit sein Liebling von ihm gegangen, sah er überall nur Ärgernis und Verdruß, wohin er blickte. Die Mahlgäste bringen unreine Frucht, die

Bursche haben nur Maulaffen feil, die Sajo brach auch während dreier Wochen zweimal aus, rein als ob alles nur ihm zum Trotz und Ärgernis auf der Welt wäre. Er schalt Mahlgäste und Bursche aus, prügelte zuweilen seinen Kutscher durch, und wenn er mit dem geistlichen Herrn oder den Sátonyis zusammenkam, klagte er oft stundenlang über das dumme Zunftgesetz, welches den Gesellen das Wandern zur Pflicht macht, und infolge dessen er nun genötigt sei, solch' hergelaufene Stümper an Lajos Stelle zu nehmen; und er wollte doch gerne die Mühle sehen, wo noch etwas lernen könnte, wer bei ihm gelernt. Jetzt konnte selbst Mariska nicht mehr des Müllers üble Laune verscheuchen. Sie zählte zu jenen liebenswürdigen, jedoch nicht seltenen Naturen, die wenn sie lustig sind, nicht begreifen können, warum nicht auch die ganze Welt lacht und guter Dinge ist, und denen es bei schlechter Laune unbegreiflich scheint, wie jemand in ihrer Nähe auch nur lächeln könne. Wenn sie nun ihren Vater manchmal aufheitern wollte, schalt er sie ihres Leichtsinnes halber aus, wie sie doch Lajos so schnell vergessen und nun schon wieder lachen nnd singen könne. Ungerechter hätte er sie jedoch gewiß nie beschuldigen können.

Wie eine Rose, sobald der Abend hereinbricht, ihr tauiges Haupt senkt und deshalb doch ihre lebhafte Farbe behält, so erscheint mir der Mensch, den der Himmel mit der göttlichen Gabe der Fröhlichkeit gesegnet. Man muß die Blume pflücken und ihren Kelch Blatt für Blatt vernichten, damit sie die Farbe der Freude verliere, mit der die Natur sie geziert. Und das besorgen die Menschen und das Leben zuweilen.

Zu jener Zeit geschah gerade eine Veränderung unter den Komitatsbeamten. Ein Stuhlrichter starb; der Geschworne des Bezirks jenseits der Sajo wurde infolge dessen zum provisorischen Stuhlrichter ernannt; an des letztern Stelle jedoch ein junger Mann gewählt, der nach Beendigung

seiner Studien, seine Kräfte bereits auf mehreren Bahnen versucht und sich nach seines Vaters Tode auf sein Ahnengut zurückgezogen hatte, wo er dann innerhalb eines Jahres auch noch das wenige vergaß, was er gewußt. Als nun nach dem Tode des früheren Geschwornen die Frage aufgeworfen wurde, ob die neue Wahl des Stellvertreters laut Ausspruch des Vicegespans zu geschehen habe, zog diese Angelegenheit die Aufmerksamkeit des ganzen Komitates auf sich. Der Tag, an dem Ekesy gewählt wurde, ward als der Tag eines höchst wichtigen politischen Sieges betrachtet, und der neue Geschworne war eine Zeitlang, besonders im Bezirke jenseits der Sajo, dessen kleinerer Adel sich in ihm repräsentiert sah, der beliebteste, volkstümlichste Mann.

Der Müller gebärdete sich, wie leicht denkbar, widerspenstig in Bezug auf sein kleinstes Recht, infolge dessen nun auch bald eine Klage gegen die Mühle erhoben wurde. Ob ein neu erbauter Damm oder sonst irgend eine Ursache hiezu Veranlassung gaben, gehört nicht in das Bereich dieser Erzählung. Genug an dem — der Oberstuhlrichter ward zur Begleichung der Sache ausgeschickt, und dies gab auch die erste Gelegenheit zur Bekanntschaft des Geschwornen Herrn Ekesy mit dem Besitzer der Mühle.

Es ist leicht möglich, daß viele Leute den Geschwornen nicht für einen liebenswürdigen Mann hielten. Seine scharfen Gesichtszüge, das kreischende Organ, die Unterthänigkeit, mit der er höher Gestellten begegnete, und der Stolz, mit dem er gegen ihm Untergeordnete verfuhr, das widerliche Gelächter, in welches er, zudem gewöhnlich bei seinen eigenen Reden oder wenn der Stuhlrichter oder der Vicegespan etwas Heiteres erzählten, ausbrach, dieses Gemisch von Stolz und Servilismus — der Herren und Diener schlechte Eigenschaften — war vielleicht auf viele von unangenehmer Wirkung. Doch fehlte es auch an solchen nicht, die den Herrn Geschwornen wirklich für einen

„feinen" Mann hielten und unter dieser Bezeichnung einen Herrn verstanden, der verdient, daß man ihm nachsehe, wenn er die Straße entlang geht. Zu diesen seinen Bewunderern zählte auch der Müller.

Seiner Ansicht nach gab es keinen Mann im ganzen Komitate, den Gott eher zum Herrn geschaffen hätte; und dieses Ansehen verschaffte ihm nur der gute Anstand, mit welchem er seinen Schnurbart immer zu drehen wußte, und seine Haltung, wenn er mit dem Dorfrichter oder einem andern unter seiner Würde stehenden sprach und — die Hände auf dem Rücken, die Füße ein wenig nach auswärts gestellt — abwechselnd die Knie einwärts bog und den Körper dadurch in eine derartig sonderbare Schwebung brachte, daß der Zuschauer beinahe den Schwindel davon bekam. Und dann erst die Würde, mit der er beim Rauchen auszuspucken wußte, in welcher Kunst er gewiß jeden Bürger der Vereinigten Amerikanischen Staaten übertroffen hätte.

Was Wunder daher, wenn es in der Mühle keinen angeseheneren Gast gab als unsern Geschworenen, zumal seitdem der Müller glaubte seinem Einfluß die Verwerfung des Prozesses und den schließlich günstigen Verlauf desselben zu verdanken. Ekesy wurde ein beinahe täglicher Gast im Hause; dem Müller aber gefiel es sehr gut, wenn die Richter mit abgezogenem Hute vor dem Komitatsgeschwornen standen, während er selbst vor seinem Hause sein Pfeifchen gemächlich weiter schmauchte, als ob er auch so ein Geschworner oder gar Stuhlrichter wäre.

Ob nun Mariskas Schönheit oder des Müllers Vermögen Ekesy bestimmten, dem Mädchen, trotz der ihm wiederholt bezeugten Abneigung, den Hof zu machen, läßt sich schwer entscheiden. Unser Inneres birgt ein solch wunderbares Gemisch erhabener und niedriger Eigenschaften in sich, daß das bloße Interesse oft auch die edelsten Naturen und das Gemüt wieder selbst auf Menschen niedrigster

Gattung nicht ohne Einfluß bleibt. Doch so viel ist gewiß: schon nach einigen Wochen hegte man ebensowenig Zweifel über die Absichten des Geschwornen, als darüber, daß der Müller diesen neuen Verehrer seiner Tochter gerne sah. Er, der früher bei jeder Gelegenheit seines Lajos erwähnte, gab nun, wenn auch nur sein Name ausgesprochen wurde, dem Gespräche gleich eine andere Wendung, und aus seinem ganzen Benehmen war, mit einem Worte, ersichtlich, daß er seine frühere Verbinduug sobald als möglich gelöst wünschte. Die Rektorin ward immer unruhiger, verbrachte schlaflose Nächte, und jedermann teilte ihren Kummer. Nur Mariska und Sátonyi der Vater sahen mutig der Zukunft entgegen; diese, weil sie auf ihr eigenes Herz vertraute und der Überzeugung lebte, daß ihr Vater sie doch zu sehr liebe, um sie zu etwas zu zwingen, wodurch sie für immer unglücklich würde; jener aber, weil es ihm vermöge seiner Menschenkenntnis unmöglich schien, daß jemand der verlobten Braut eines andern nachgehen könne, oder daß der Müller sein so feierlich gegebenes Versprechen nun nicht halten würde.

So verging der Sommer. Die Weinlese begann. Ein Teil des Brachfeldes war bereits umgeackert, und neue Saaten breiteten sich mit ihrem lebhaften Grün, der tröstenden Hoffnung gleich, zwischen den reifgelben Wiesen und Feldern aus. Die Bäume veränderten ihre Farbe; unter das silberne Laub der weißen Pappelbäume war Gold gemischt, rote Striche schienen durch den Wald gezogen zu sein, und weiße fein gesponnene Fäden, die Vorboten eines langen Herbstes — umwanden wie mit einem Netz die Zweige, ohne jedoch dabei das fliegende Laub festbannen zu können. Auf die leiseste Bewegung des Windes fielen vergilbte Blätter unter die Bäume, nach allen Richtungen hin.

Sonntag war's. Mariska saß, wie dies seit Lajos' Abreise so Brauch bei ihr geworden. allein unter einer Baum-

gruppe unfern der Mühle, und während sie ihre Blicke bald zu den am Himmel umherfliegenden Wölkchen, bald nach dem ruhigen Lauf der Sajo schweifen ließ, gedachte sie des Geliebten in der Ferne. Konnte es denn für sie einen anderen Gedanken geben?

Sie hatte ihre Arbeit bereits beendet und wußte nur zu wohl, daß der Vater ungerne sah, wenn sie zu den Sátonyis oder zum geistlichen Herrn ging, und daß sie mit ihnen nicht mehr von Lajos reden dürfe. Hier, wo sie oft mit dem Geliebten gegangen, konnte sie wenigstens frei an ihn denken. Als ob das Laub von ihm flüstere und aus des Flusses Spiegel sein Bild ihr zulächele, fühlte sich Mariska hier nicht mehr allein, und in den Erinnerungen an die Vergangenheit vergaß sie all' die vielen Unannehmlichkeiten, unter welchen sie ihr Leben verbrachte, seit Ekesy in die Mühle kam.

Welch' ein Narr dieser Ekesy doch ist, sprach sie dann so für sich hin, ihre Augen immer auf Lajos' letzten Brief gerichtet, den sie zwar bereits öfter gelesen, aber doch noch immer nicht zusammenlegte — als ob sich ihre Augen von diesen geliebten Zügen nicht zu trennen vermöchten — er glaubt, daß ich meinen Lajos vielleicht doch vergessen werde. — Die Sajo fließt nicht so rasch von einem Ende zum andern, als sich ein Mädchenherz verändert, sagte mein Vater vor kurzem zu mir, und es ist wahr, darin hat er recht, der Fluß und das Herz spiegeln manche Bilder wieder, doch so wie sich aus der tiefsten Mitte der Sajo bis ganz dorthin, wo sie sich in die Theiß ergießt, immer nur der Himmel in ihr abspiegeln kann, so wird auch Lajos' Bild nie aus dem Innersten meines Herzens verschwinden.

Und während Mariska so am Ufer der Sajo immer mehr und mehr in Träumereien versank, stand ihr Vater nach dem Sonntags-Nachmittagsschläfchen von der Wandbank auf, zündete sein Pfeifchen an, öffnete das Fenster und blickte ruhig vor sich hinaus. Das Fenster gewährte

keine Aussicht auf die Sajo, sondern auf den Hofraum, den Garten und auf die hinter demselben gelegenen fruchtbaren Ebenen, durch welche die Sajo von den Bergen getrennt wird. Von hier aus übersah er seine Felder, sah auf der Gemeindewiese unter der Herde des Dorfes seine neun Kühe weiden, und weiterhin waren dann die Stadt und die Berge sichtbar, wo sein Haus und seine Weingärten standen. Es gab eine reichliche Ernte, und auch die Weinlese entsprach den Erwartungen vollkommen. Der Keller ist gefüllt, und nicht einmal bis zum neuen Jahre könnte ausgedroschen werden, was in die Tenne gelegt worden, und selbst für die als Mühlabgabe entrichtete Frucht ist auf dem Boden kein Platz mehr zu finden.

Der Müller überblickte mit großer Zufriedenheit seine Wirtschaft, und die Schober über den Triften, welche hinter dem Garten sichtbar waren, riefen jenes nur dem Landwirte bekannte stolze Selbstgefühl in ihm wach, daß sein Vorrat selbst bis zum Frühjahre nicht zur Neige gehen könne. Er dachte dann an jene Tage zurück, wo er als Bursche zum erstenmale in diese Mühle kam. Wie hat sich doch seither alles verändert. Die Müllerswitwe selbst, mit der er die Mühle bekam, würde ihr eigenes Haus jetzt nicht mehr erkennen. Das Dach ist neu, die Wände sind neu, die Räder neu, nur der Ort blieb der alte, und all' das Glück verdankte er lediglich dem Umstande, daß er in die Mühle kam. Der Mensch niste sich nur auf einem Platze ein, und bleibe hier fest stehen, das andere kommt dann schon von selbst. Die Mühle brachte die Felder, die Felder brachten den Weingarten, die Weingärten das Haus, und endlich kann ich für das alles doch nur meiner guten Alten danken. Gott hab' sie selig, denn jetzt könnte die Arme ohnehin nicht mehr leben.

Ich war zu der Zeit ein schmucker Bursche, und die Leute im Dorfe meinten, es sei schade, daß ich mich fürs Geld hergab. Als ob diejenigen, die sich umsonst hergaben

nicht auch alt werden müßten! — Der Schmied, der dazumal am meisten gelacht, arbeitet jetzt noch dort in seiner morschen Hütte, und des Richters Sohn, der gerade zum Soldaten rekrutiert wurde, als ich heiratete, bettelt heute als armer Abschiedler vor meinem Hause; mich aber ehrt die ganze Welt. Von wem sich etwas erwarten läßt, den unterstützt auch jeder wie einen obstbeladenen Apfelbaum. Ich bin mein eigener Herr, und nun erst später?!

Dann dachte der Müller an Mariska und Ekesy, ans Stuhlrichteramt und an die Vicegespansstelle, an das Wappen und die auszulösenden Adelsgüter und an die Enkel der Enkel. In seiner Begeisterung merkte er nicht, daß die Pfeife längst keine Glut mehr hatte, und daß sogar der Rauch, den er aus dem Munde blies, nur noch Einbildung war.

Während er so phantasierte, zog eine Kutsche seine Aufmerksamkeit auf sich. Aus der ungleichen Schnelligkeit, mit welcher der Wagen bald im Galopp, bald langsamen Schrittes die Landstraße entlang heraufkam, je nachdem der Kutscher die Schwäche seiner Pferde oder die Ermahnungen, die von Zeit zu Zeit hinter seinem Rücken hörbar wurden, berücksichtigte, konnte ein so erfahrener Mann wie der Müller leicht erkennen, daß die Kutsche von Vorspann gezogen wurde; der am Bock sitzende Husar jedoch verriet, daß im Wagen jemand vom löblichen Komitate sitzen müsse. Der Müller hatte nur zu gute Verbindungen im Bezirke, als daß er zu befürchten hätte, daß seine Pferde den Vorspann abwechseln müßten, daher er auch ganz ruhig, ja ich möchte sagen, mit einer wirklichen Freude den Bewegungen der Kutsche folgte. Federbusch und Vorspann paßten ja ganz in seine Träume. Wer weiß, wie bald nicht auch Mariska mit Vorspann und einem auf dem Bocke sich wiegenden Husaren mit Federbusch ausfahren wird.

Die Kutsche verließ plötzlich die Landstraße.

Bei Gott, die halten hier. Ich weiß gar nicht, wer's

sein kann; vielleicht der Vicegespan selbst? Du Julis, Vikta, schrie der Müller. Verdammte Mädchen Ihr; am Ende gingen sie gar alle zusammen in die Kirche, und wenn ein Gast kommt, findet er nicht einmal einen Dienstboten beim Hause. Vikta, Julis! schrie der Müller aufs neue, bis die gerufenen Mädchen denn doch endlich erschienen.

Habt Ihr schon wieder geschlafen? Hat denn ein Mensch solche Schlafmützen gesehen?

Nun was soll man denn machen? gab Vikta mißmutig zur Antwort; arbeiten kann man nicht, denn der geistliche Herr hat's verboten, und tanzen darf man auch nicht, weil's dem Herrn nicht gefällt.

Das fehlte noch! Du große Zunge, du Plappermaul! Schnell, wascht die Gläser rein und bringt zwei Flaschen von dem vierunddreißiger Erlauer herauf, der gleich rechts an der Thüre steht. Der Vicegespan kommt.

Der ist's nicht, sprach schmollend Julis, die infolge dieser Nachricht eiligst ans Fenster gelaufen war, um hinauszusehen. Das ist ja nicht Miska, sondern Jancsi.

Freilich ist's der Jancsi, rief Vikta wieder aufgeheitert. Ich erkenne ihn an seinem gewichsten Schnurrbart.

Ihr habt recht! es ist nur der Stuhlrichter, sprach der Müller beruhigter; nun dann bringt auch nur vom Miskolzer, links an der Kellerthüre.

Nun, und für Jancsi? frug Vikta neugierig weiter.

Dem kannst du auch ein Glas Wein geben, doch nur vom hiesigen, verstanden? Und hiemit wollte der Müller den Dienstboten folgen, als ihm eben einfiel, daß er dem Oberstuhlrichter bei der letzten Restauration dreihundert Gulden geliehen, von welchen ihm seither außer der Schrift darüber noch nichts zu Augen gekommen. Er entschloß sich demnach, die Gäste im Zimmer zu erwarten. Beruhigt stellte er sich daher ans Fenster hin und ging ihnen erst entgegen, als sie schon unter dem Fenster einbogen und

der Wagen vor der Thüre stehen blieb, unendlich bedauernd, daß außer Jancsi und den Dienstboten niemand sonst Zeuge der Ungezwungenheit sein konnte, mit welcher er, der Müller, den Stuhlrichter an seiner Schwelle empfing.

Seien Sie willkommen, gnädiger Herr, sprach den Hut kaum lüftend der Müller, während der Stuhlrichter mit Jancsis Hilfe aus dem Wagen stieg. Guten Tag Herr von Ekesy . . . Schafft doch den Wagen unter den Schuppen . . . Belieben hereinzuspazieren. Kann ich vielleicht mit einem Glase Wein dienen?

Hiemit öffnete der Müller die aus der Küche ins Zimmer führende Thüre, und ließ seine Gäste eintreten. Das ganze Betragen des Oberstuhlrichters schien kein gewöhnliches zu sein. Ekesy sprach sehr viel, netzte sich oft die Kehle und spuckte aus, als er ins Zimmer trat, und auch Jancsi schien seinen neuesten Dollmány angezogen zu haben.

Nun du kannst doch von dem Erlauer bringen, flüsterte der Müller Vikta ins Ohr und folgte dann seinen Gästen.

Anfangs drehte sich das Gespräch um ganz gewöhnliche Dinge. Der Stuhlrichter sprach von des Müllers Weinlese, während dieser sich nach dem Befinden seiner Frau Gemahlin erkundigte. Als aber Julis die zwei Flaschen Erlauer mit den hellblinkenden Gläsern auf den Tisch gestellt und sich entfernt hatte, und der Müller mit seinen Gästen das erste Glas geleert hatte, begann dann auch das Gespräch eine andere, ernste Wendung zu nehmen.

Ich könnte wetten, sprach der Oberstuhlrichter, sein Glas auf den Tisch hinstellend, der Herr Farkas würden nicht erraten, in welcher Angelegenheit wir heute in Ihr Haus kamen. Und unsere Angelegenheit ist doch von großer Wichtigkeit. Nicht wahr, Bruder?

Freilich von Wichtigkeit, wiederholte der Geschworne.

Ich weiß schon, gab der Müller mißlaunig zur Antwort, mein Nachbar gab mich wahrscheinlich neuerdings bei einem löblichen Komitate an, und doch lügt er, wenn

er behauptet, daß mein Mühldamm das Wasser auf seine Wiesen ausgieße. Der Damm ist auch nicht um ein Haar höher, als ihn Euer Gnaden mit dem Ingenieur ausgemessen haben.

Jetzt ist vom Wasser hier nicht die Rede, mein Herr Farkas, sondern vom Feuer. Uns bringt jetzt keine Aufgabe hieher. Wir wollen erst hier eine Aufgabe oder Abgabe oder Übergabe finden. Was jedoch den Damm betrifft, so ist meine Ansicht darüber die, daß alle Dämme beseitigt werden. Nicht wahr, Bruder?

Der Müller war noch nicht im Reinen, an was er sich zu halten habe. Als er jedoch sah, daß der Oberstuhlrichter nur Spaß machte, da lachte auch er. Ekesys Gelächter war bis über die Schwelle hinaus hörbar. Der Oberstuhlrichter Bogasy, der nebst anderen Eigenschaften, die er besaß, auch der berühmteste Redner im Komitate war, blieb ruhig. Die allgemeine Anerkennung, die er fand, konnten ihn nur dazu veranlassen, jetzt wie früher sein Glas ruhig zu leeren und aufs neue füllen zu lassen.

Ich weiß nicht wohin Euer Gnaden zielen, gab dann guter Laune der Müller zur Antwort.

Das will ich glauben Freundchen, sprach der Oberstuhlrichter. Wir verheiratete Männer und Witwer verstehen den Eifer gar nicht, mit welchem solch' ein Lediger von seiner Freiheit sich zu befreien wünscht, und uns ersucht, sein Fürbitter zu sein: und doch gab es eine Zeit, wo auch wir jung und auch wir der Meinung waren, daß die Freude, wie der Drache eines Schulknaben, nur dann hoch steigt, wenn man sie fesselt. Und nun laßt uns dieses Glas leeren zur Erinnerung an diese schöne dumme Zeit!

Dem Müller war nun schon so ziemlich klar, wo der Oberstuhlrichter hinaus wollte, und wenn er dem ersten Eindrucke nachgegeben hätte, er wäre dem ganzen Komitatsgerichte um den Hals gefallen und hätte Mariska verlobt, bevor man sie noch verlangt hätte.

Doch wie ein mit hinlänglichem Ballast versehenes Schiff, so schlägt auch der Mensch, dessen Taschen voll sind, nicht so leicht um, und während der Müller sein Glas leerte, gewann er seine Ruhe wieder und bemerkte nur, daß der Herr Oberstuhlrichter sehr guter Laune zu sein scheine.

Man will unsere Anspielungen nicht verstehen, Bruder; nun da müssen wir ganz offenherzig reden, sagte der Oberstuhlrichter, lächelnd nach dem Geschwornen hinüber schielend. So will ich denn ganz ohne alle Umschweife und Ziererei, ohne allen Rückhalt rund heraussagen, daß ich und Brüderchen Ekesy um ein Mädchen zu freien in Euer Edlen Haus gekommen sind.

Bogasy wurde im ganzen Komitate für einen großen Redner gehalten; er sprach oft eine halbe Stunde lang ohne sein Thema zu erschöpfen, und wenn man ihm gleich zehn Gläser zutrank, er dankte in einem Zuge; nie aber war eine seiner Reden von solcher Wirkung auf ihre Hörer, als diese einfachen Worte, die er jetzt zum Müller sprach.

Der Gedanke, den er einst in Stunden seiner Einsamkeit als eitles Trugbild seufzend von sich weisen mußte, die Hoffnung, die sich, seit Ekesy ins Haus kam, mit jedem Tage verstärkte, bis jetzt aber doch nur eine unbestimmte Hoffnung blieb, verwirklichte sich nun.

Seine Tochter wird eine gnädige Frau werden, das ist eine ausgemachte Sache, was da der geistliche Herr, die Nachbarn, der Gutsbesitzer und das ganze Komitat auch sagen mögen; so wie es eine nun nicht mehr zu leugnende Thatsache ist, daß der Stuhlrichter selbst um sein Kind für Ekesy zu freien kam.

Wenn anstatt Ekesys der Geschworne des nachbarlichen Bezirkes um die Hand seines Kindes angehalten hätte, würde sich der Müller selbst in diesem Falle für den ersten Augenblick recht glücklich gefühlt haben. — Und war Ekesy etwa nicht ein junger Mann, ein hübscher Junge? Wer

ihn in seinem verbrämten Dollmány, mit dem runden Hute, der kurzen Meerschaumpfeife mit dem spitz zulaufenden Deckel sah — und wer sah ihn je anders? — fühlte sich der nicht zu dem Geständnis bewogen, daß es im ganzen Komitate keinen schmuckeren Burschen gebe? Sein hoher Wuchs, die dünnen Glieder, die spitze Nase, der dünn zugespitzte Schnurbart, das in der Mitte des Kopfes zu einem hohen Schopfe zusammengebürstete Haar, kurz die ganze hagere Gestalt schienen nur wie dazu geschaffen, sich in die Herzen der Mädchen einzubohren. Seine scharfe Stimme drang siegreich durch das Meer des Lärms, warum sollte sie endlich nicht auch einen Weg zu Marischas Herzen finden können? Unser Herr Farkas, der, als er seinen eigenen Empfindungen folgte, zugleich seine größte Pflicht zu erfüllen glaubte, fühlte sich sehr glücklich. Er war jedoch ein viel zu erfahrener Mann, als daß er äußerlich seine Gefühle sofort gegen jene verraten hätte, die von ihm doch etwas erbitten wollten. Nachdem er also seine erste Aufregung mit einem Glase Erlauer bewältigt hatte, bemerkte er nur mit scheinbarer Gleichgiltigkeit, daß Mariska doch noch gar so jung, und daß es gewiß beinahe unglaublich sei, welches Glück sein Kind bereits hätte machen können. Es ist wahr, fügte er dann hinzu, das Mädel ist hübsch, und da ihr mein ganzes Vermögen zufällt, so wird, der sie nimmt, heute oder morgen nicht übel stehen.

Die Besitzung in Sajogát, die bei mir verpfändet ist, und das Haus in der Stadt samt den Weingärten gebe ich meinem Schwiegersohne gleich; und mir bleibt, durch Gottes Gnade auch dann noch genug übrig. Übrigens ...

Ekesy holte bei diesen Worten tief Atem und spuckte aus; der Stuhlrichter aber setzte, an seinem Siege nicht mehr zweifelnd, seine Belagerung um so mutiger fort.

Nun gerade weil das Fräulein jung ist, sprach er lächelnd weiter, kommen wir ja um sie zu freien; wenn sie alt wäre, wollten wir sie nicht; nicht wahr Bruder?

Und was das Glück betrifft, kann es ja bei dem allgemeinen Ansehen, in welchem Sie, Herr Farkas, stehen, keinem Zweifel unterliegen, daß gewiß viele nach des Fräulein Mariskas Hand streben.

Der Müller geriet in seiner Freude beinahe in Verwirrung, als er seine Tochter „Fräulein" nennen und gleichzeitig hörte, in welchem Ansehen er vor einem löblichen Komitate stehe. Was jedoch, fügte der Stuhlrichter mit erhöhter Stimme hinzu, was das Glück betrifft, mein lieber Herr Farkas, das wahre Glück, bei dem wir natürlich nicht nur auf den gegenwärtigen Augenblick, sondern auch auf die Zukunft sehen müssen, nehmen Sie mir es nicht übel, geehrter Freund, aber auf ein größeres Glück kann Ihre Tochter gar nicht mehr rechnen, als sie bei Ekesy finden würde. Ich sage dies nicht etwa, weil ich ihn Bruder nenne. Ich habe ja so viele Brüder, jüngere und ältere, und weiß auch in Beziehung auf meine Verwandten gerecht zu sein. Aber unter all' diesen Geschwornen ist auch nicht ein einziger, dessen eine schönere Zukunft harret. Daß er bei der nächsten Restauration Stuhlrichter wird, ist ja jetzt bereits eine ausgemachte Sache, und was könnte ihm dann noch beim weiteren Avancement hinderlich sein? Ich nicht, bester Herr Farkas, ich gewiß nicht. Wenn die Rede wäre ihn an meiner Stelle zum Oberstuhlrichter zu wählen, so überlasse ich ihm bereitwilligst den Platz, und selbst wenn es sich darum handelte ihn oder mich zum Oberstuhlrichter zu erwählen, so trete ich zurück! Merken Sie sich das, Herr Farkas, ich trete zurück!

Der Oberstuhlrichter sprach diese Worte derart gefühlvoll, daß der Müller, auf den der „Erlauer" auch nicht ganz ohne Wirkung geblieben, sich sehr gerührt die Augen trocknete, während Ekesy mit fester Entschlossenheit, einmal ausspuckend, feierlich schwur, daß er selbst für alle Schätze der Welt dies nicht thun würde, und daß der Donner

den erschlagen möge, der auch nur zu denken wage, daß im Bezirke jenseits der Sajo ein anderer Oberstuhlrichter werde als Herr Bogasy.

Ich weiß es, sprach der Frühere freundlich, weiß es ja, ich kenne dein Herz, doch am Ende hängt's ja nicht einmal von dir ab, und dann giebt es im Komitate auch noch mehrere Bezirke. Ich wollte hiermit nur gesagt haben, daß du früher oder später doch Oberstuhlrichter wirst, und glauben Sie mir, Herr Farkas, er wird noch Vicegespan, besonders, wenn er durch seine Frau zu Geld kommt und seine Güter auslösen kann. Weiß Gott, wie weit er's noch bringt. Wenn ich eine Tochter hätte — das heißt eine heiratsfähige Tochter, ich wünschte mir gar keinen besseren Schwiegersohn.

Aber sagte ich denn auch nur mit einem Worte, daß ich mir einen besseren wünsche? sprach der Müller, der nun nicht mehr imstande war, seine Gefühle noch länger zu verbergen. Hier meine Hand darauf, daß Mariska Ekesys Frau wird. Was jedoch die Güter und Weingärten betrifft, so ist ein Wort bei mir so viel als hundert.

Nun, was sagte ich? sprach der Oberstuhlrichter, in die Hände schlagend. Sagte ich dir's nicht gleich, Brüderchen, daß mir mein alter, lieber, guter Freund gewiß nichts abschlägt, wenn ich ihn um etwas bitte. Sagte ich dir's nicht gleich, Bruder, falle ihm um den Hals und danke deinem zukünftigen Schwiegervater für diese Güte.

Der Geschworne, der bis dahin die ganze Angelegenheit der Leitung des Oberstuhlrichters überlassen, und sein außerordentliches Interesse an der Sache nur dadurch bekundete, daß er mit seinen ausgebreiteten Füßen noch schneller schaukelte, als er dies bei Verhören zu thun pflegte, seinen Schnurrbart zu einer noch größeren Spitze drehte, und noch öfter und mit mehr Präcision als früher ausspuckte, fiel nun dem Müller auf diese Aufforderung um den Hals, küßte ihn auf beiden Seiten tüchtig ab, und

stattete ihm mit seiner gewohnten Beredsamkeit, deren besonderes Verdienst darin bestand, daß niemand schneller sprechen konnte als er, mit lauter Stimme seinen Dank ab.

Da auch ich, mit dem Herrn Oberstuhlrichter Bogasy vollkommen einverstanden, der Meinung bin, daß eigentlich nur ein Vater rein aufzufassen imstande ist, — was Herr Farkas bei diesen Worten Ekesys fühlte — und dies höchst wahrscheinlich auch nur dann, wenn von seiner Tochter die Rede ist, will ich hiermit die Dankrede des Geschwornen, so wie all' die geschnörkelten und zierlichen Gratulationen übergehen, in denen der Herr Oberstuhlrichter Ekesy und Mariska so viel Glück prophezeite, daß dies selbst dem Geschwornen, der mittlerweile, sein Glas in der Hand haltend, fortwährend zu lächeln sich bemühte, zu viel schien.

Die Gläser wurden geleert und unser Herr Farkas wollte bereits eine neue Flasche Wein aus dem Keller holen lassen, als der Herr Oberstuhlrichter sich nach dem Fräulein erkundigte, und Ekesy nur zu bald Mariskas Eintreten bemerkte.

Der Oberstuhlrichter, kein Neuling in solchen Geschäften, brachte nun in zierlichen und fein gewählten Worten seine Bitte vor, und Ekesy hörte, die süßesten Gesichter schneidend, seinem Fürsprecher ruhig zu.

Und was sagen das Fräulein dazu? so schloß der Oberstuhlrichter seine Rede.

Weshalb spotten Sie meiner, gnädiger Herr? nahm Mariska das Wort, und die zitternde Stimme, mit der sie sprach, verriet ihre innere Bewegung. Ich bin kein Fräulein.

Ich frug dich ja das auch gar nicht, mein Täubchen, sprach neckend der Oberstuhlrichter; antworte doch nur rund heraus auf meine Frage, da doch Abweichungen, Zweideutigkeiten und Schweigen hier nichts nützen können.

Mariska warf, bevor sie ihm Rede stand, ihrem Vater

noch einen verzweifelten Blick zu; dieser aber, in der sichern Überzeugung, daß seine Tochter es gewiß nicht wagen würde, ihm zu widersprechen, oder seinem Willen entgegen zu handeln, lächelte derartig guter Laune bei des Oberstuhlrichters Worten, daß das Mädchen wieder Mut faßte.

Wenn es also des gnädigen Herrn ausdrückliches Begehr und Ihr Wunsch ist, daß ich meine Meinung rund heraussage, entgegnete sie mit Bestimmtheit, dann will ich Ihnen sagen, daß ich Herrn Ekesy nicht will, nicht mag, und daß es ewig schade ist, wenn sich der Herr Oberstuhlrichter in dieser Angelegenheit hierher bemühten, da Ihnen meine Meinung in der Beziehung doch längst bekannt ist.

Ekesy vermochte bei diesen Worten nur zu lächeln, der Oberstuhlrichter aber fing zu lachen an.

Warum betrüben Sie doch meinen armen Bruder so sehr? Warum stellen Sie sich so, als ob Sie ihn gar nicht ausstehen könnten?

Weil ich ihn nicht will und nicht mag, sprach Mariska, der, als sie Ekesys gezwungenes Lächeln sah, vor Zorn Thränen in die Augen kamen. Mochte ich ihn doch nie leiden! —

Wie doch mein Liebchen hübsch schmollen und zürnen kann, sprach der Oberstuhlrichter, dessen gute Laune mit Mariskas Zorn zu wachsen schien. Ich kann es ein wahrhaftes Glück nennen, daß ich verheiratet bin, sonst hätte ich mich sicherlich auch in sie verliebt. Und wie sie so ernsthaft spricht, man könnte beinahe glauben, daß sie meinen armen Bruder haßt, während . . .

Die Art, mit welcher der Oberstuhlrichter die ganze Sache aufnahm, linderte des Müllers Zorn, der sonst das bestimmte Auftreten seiner Tochter gewiß nicht so guter Laune mitangesehen hätte, und gerade dies schmerzte Mariska um so mehr. Ihr Busen ward enge, als ob er zu zerspringen drohte, und als sie um sich sah, fand sie statt

Teilnahme nicht einmal ein ernstes Entgegentreten, dem sie die Stirne hätte bieten können.

Wie sollte ich den nicht hassen, sprach sie mit großer Gemütsbewegung, einen verächtlichen Blick auf Ekesy werfend, wenn er solch' ein schlechter, niederträchtiger und lügenhafter Mensch ist, der dem gnädigen Herrn gewiß sagte, daß ich ihn liebe, während ich ihm doch wohl an zehnmal versicherte, daß längst ein anderer mein Herz und Wort besitzt, und hier, gerade hier, an diesem Orte sagte ich es ihm.

Nun davon müßte ich wohl auch etwas wissen, sprach der Müller, der nun ein ferneres Schweigen mit seiner Autorität nicht mehr im Einklange fand.

Es geschah auch gar nicht ohne Wissen und Willen meines Vaters, entgegnete Mariska etwas erstaunt. Sagten Sie denn nicht wohl hundertmal, daß ich Lajos' Frau werde, so bald er von der Wanderschaft heimkehrt?

Teufel, sagte ich auch solche Dummheiten, sprach der Müller, indem er seine Verlegenheit durch Zorn zu bekämpfen suchte, und wenn ich's auch sagte, dann geschah's nur so im Spaß; oder ließ er etwa um dich freien, wie es Brauch und Sitte, fand vielleicht ein Handschlag oder gar Verlobung statt? Nun ja, ich sollte dich wohl solch' einem hergelaufenen Taugenichts zur Frau geben, den ich aus purer Gnade bei mir auslernen ließ.

Vielleicht ist gar von dem blonden Müllerburschen die Rede, sprach der Oberstuhlrichter guter Laune, dem Sohne jenes rappelköpfigen Rektors, den man den „blonden Zigeuner" nannte. Nun das ist gut, in der That ein hübscher Gedanke das. Und der Oberstuhlrichter lachte so über diesen Einfall, daß endlich auch der Müller zu lachen anfing, und als jener ihm ins Ohr flüsterte, daß es am besten wäre, die Liebenden allein zu lassen, ging er auch lachend mit dem Oberstuhlrichter hinaus. Herr Farkas aber, obgleich er lachte, ärgerte sich dennoch innerlich, und

stieß nur zu bald einen kleinen Fluch aus, den er mit der Drohung begleitete, daß er das schlechte Kind schon Gehorsam lehren werde.

Achten Sie doch gar nicht darauf, Herr Farkas, sprach der Oberstuhlrichter guter Laune weiter. Sie wird schon von selbst zahm. Was sie jetzt auch immer einzuwenden hat, bei der Hochzeit wird sie dennoch „Ja" sagen. Man darf nur das Phlegma nicht verlieren. Aber mir scheint, Ekesy hat es nicht sehr weit gebracht, — sprach er, als er den Geschwornen bald darauf aus dem Hause kommen sah. Nun, Bruder, du bist bald fertig geworden, wie ich sehe!

Mariska ist übler Laune, gab dieser ihm zur Antwort, sich zum Lachen zwingend, obgleich er sich doch innerlich sehr zu ärgern schien. Sie warf immer mit Flüchen umher, riß sich gar los und lief davon. Und an all' dem ist nur der verdammte Müllerjunge schuld. Aber wenn ich den einmal unter meine Hände bekomme, dann . . .

Spaß, Brüderchen, reiner Spaß, alles Spaß, erwiderte nun wieder der Oberstuhlrichter. Und wenn sie gleich statt der Flüche mit etwas anderem herumgeworfen hätte — wir müßten selbst dann noch lachen. Wir haben einmal das Wort von Herrn Farkas, und alles andere ist purer Spaß.

Ich werde ihr schon zeigen, wer Herr im Hause ist, fiel der Müller ein.

Ah, nicht ungehalten sein, werter Freund. Von einem rechtschaffenen Mädchen läßt sich ja auch nichts anderes erwarten. Sie kann doch nicht jetzt schon „Ja" sagen, bevor es noch an der Zeit ist, und so sind die Mädchen alle. Die eine errötet, die andere reißt sich los und läuft davon, so wie man sich ihr nur nähert, und eine dritte verteidigt sich vielleicht auch mit den Händen. Die eine ist sanfter, die andere feuriger, aber endlich geben sie doch alle nach. Und so, Bruder, sind die Mädels alle, rein wie die Honig-

bienchen. Sie sticht dich, wenn du ihr nahe kommst, aber . . . nur einmal, denn da — verliert sie den Stachel.

Dieser schöne Vergleich, dessen sich der Oberstuhlrichter, damit er der Aufmerksamkeit seiner Zuhörer nicht etwa auf irgend eine Art entgehe, zu wiederholten Malen bediente, beruhigte den Müller gänzlich. Die ganze Gesellschaft kehrte nun wieder guter Laune ins Zimmer zurück, und vor den neuerdings gefüllten Bechern ward dann alles andere wieder vergessen.

Bis spät in die Nacht dauerte die Unterhaltung. Einem Glase folgte das andere, ein Scherz dem anderen und eine Flasche ward nach der anderen geleert. Sie gratulierten sich einander, gaben sich gegenseitig die Hände, und umarmten sich. Der Geschworne nannte seinen Oberstuhlrichter, dieser wieder den Geschwornen, beide dann den Müller und dieser wieder alle beide die prächtigsten Menschen von der Welt — und sie hielten sich auch vielleicht dafür; mit einem Worte, in drei Komitaten unterhielt sich an jenem Abende gewiß niemand besser als der Müller mit seinen Gästen.

Da geschah es, daß sie zufällig alle drei plötzlich inne hielten, so wie früher alle drei zugleich sprachen, und da kam es dem Müller so vor, als ob er schluchzen gehört hätte.

Nun, da sehe doch ein Mensch, wie sie vor Gift weint, sprach er mit schwerer Zunge, aber das Bienchen . . . sticht ja auch, wenn man sich ihm naht, und . . . wie sagten der gnädige Herr doch das nur? . . .

Und dann verliert es seinen Stachel, fügte der Oberstuhlrichter ergänzend hinzu.

Und all' dies kommt nur daher, lallte der Müller wieder, weil sie den Taugenichts, den „blonden Zigeuner" liebt und — er ist ja nur ein Bettler, ein wahrhafter reiner Bettler, und auch sein Vater ist einer und — doch liebt sie ihn.

Das ist alles nur Scherz, erwiderte ihn beruhigend der Oberstuhlrichter, wirklich nur Scherz.

Freilich! Das sage ich ja auch, sprach der Müller weiter. Was können denn wir dafür, daß es ihr so schwer ankommt.

Das ist nur für sie schlimm, bemerkte der Geschworne mit großer Philosophie, während die Gläser neuerdings gefüllt wurden — trinken wir jetzt auf ihre Gesundheit!

Und so tranken sie und lärmten und lachten fort. Für sie ist es schlecht, wenn es ihr schwer ankommt! Aber — warum sollte ein anderer deshalb nicht lustig sein können?

3.

Der Müller und seine Gäste schliefen noch, und der Morgen des andern Tages fing kaum zu grauen an, als Mariska schon einen kleinen Kahn bestieg und über die Sajo ruderte. Es war ein rauher Herbstmorgen, dichter Nebel lagerte rings auf den Feldern, so daß man auch die Fensterchen der Pfarrwohnung nur mühsam durchleuchten sah und gerade dorthin lenkte Mariska den Kahn. Wer hätte ihr in ihrer drückenden Lage wohl auch hilfreicher an die Hand gehen können, als der sie und Lajos groß gezogen?

Als Mariska ins Zimmer trat und der Pastor ihre infolge der schlaflos verbrachten Nacht gebleichten Wangen sah, mochte er wohl anfangs der Meinung gewesen sein, daß dem Müller irgend ein Leid zugestoßen sei. Als er dann die wahre Ursache dieses unerwarteten Besuches erfuhr, beruhigte er das Mädchen mit sanften, zum Herzen sprechenden Worten und versprach ihr so sicher, daß er diese Angelegenheit mit ihrem Vater besprechen wolle, daß sich Mariska endlich auch vollends beruhigt fühlte.

Vielleicht ist das Ganze auch wirklich nur ein kleiner Spaß. Dein Vater hätte sonst sicherlich nicht gelacht,

tröstete er sie dann. Und wenn sie endlich auch wirklich um dich zu freien kamen und dein Vater auch sagte, daß er nichts dagegen habe, glaubst du denn, daß er dich unglücklich machen will? Er weiß gewiß nicht, wie lieb du deinen Lajos hast und ist vielleicht auch der Meinung, daß du mit Ekesy, der doch Beamter und Edelmann ist, glücklicher leben kannst; doch welcher Vater würde deshalb das Glück seines Kindes seinen eigenen Launen opfern wollen?

Mariska verlebte bis jetzt stets so glückliche Tage und hielt es für so unmöglich, daß sie jemals unglücklich werden könnte, daß sie sich durch des Pastors Worte vollends getröstet fühlte. Sie trocknete sich die Thränen ab, dankte dem hochwürdigen Herrn im voraus für seine gütige Vermittlung nnd ruderte dann wieder getrost und erleichterten Herzens die Sajo hinan. Der Nebel zerteilte sich bereits langsam, und als sie beim Hause angelangt alles noch in seinem alten Geleise fand, gewann sie die sichere Überzeugung, daß ihre Entfernung von niemandem bemerkt worden sei. Es schien ihr nun beinahe unbegreiflich, daß sie vorhin gar so besorgt war. Beteuerte ihr Vater denn nicht unzählige Male, daß er seinen Augapfel nicht lieber haben könne als sie, ließ er nicht alles zu ihrer Lust und Freude geschehen? Wie könnte er sie also jetzt durch diese Heirat so unglücklich machen wollen? Spaß war das Ganze. Der hochwürdige Herr hat recht. Wie hätte ihr Vater sonst wohl auch lachen mögen, als er sie weinen sah!

Der geistliche Herr aber war lange noch nicht so von dem Gelingen seiner Einsprache überzeugt, als er dies Mariska zu ihrer Beruhigung versicherte. Man sitzt auf keinem Pferde so fest und sicher als auf seinem Steckenpferde, und der Müller galt für einen der ausgezeichnetsten Reiter dieser Art. Je enger aber sein Ideenkreis war, je mehr er sich in seine eigenen Gedanken hineinlebte, um so unerschütterlicher war er dann in seinen

ETEMI KÖNY

eigenen Überzeugungen. Er zählte ebenfalls zur Zahl derjenigen, die seit Jahren gewisse Antworten auf gewisse Fragen einstudiert haben, und bei denen unsere Einsprache deshalb auch fruchtlos bleibt. Ehrgeiz war das Ideal seines ganzen Lebens, von dem Augenblicke an, als er, noch ein junger Bursche, hierher in die Mühle kam und dann die Witwe des früheren Müllers, die übrigens vermöge ihres Alters auch seine Mutter hätte sein können, zur Frau nahm und hierfür plagte er sich auch bis heute. Und ist es wohl möglich, jemanden, selbst durch alle erdenklichen Vernunftgründe zu zwingen, daß er sich von seinen fixen Ideen oder von seinen Leidenschaften lossage? Doch ich will auch gar nicht mit Vernunftgründen auftreten, tröstete sich selbst dann der geistliche Herr. Ich will ihm zum Herzen sprechen und es wird ihm nicht möglich sein, wenn er gleich der widerspenstigste Mensch der Welt wäre, sein eigen Kind seinen fixen Ideen aufzuopfern. Durch diese Überzeugung glaubte sich der Pastor dann auch derart gesichert, daß ihn, als er nachmittags nach der Mühle ging, nur noch der Gedanke beschäftigte: wie er das Gespräch auf diesen Gegenstand lenken solle?

Er war aber kaum aus der Fähre gestiegen, als ihm der Müller, der ihn aussteigen sah, auch schon von der Mühle aus entgegenkam und mit der Frage empfing: „was es neues gebe?" die Antwort hierauf aber auch gar nicht abwartend, schnell den ganzen Verlauf der gestrigen Begebenheiten erzählte.

Nun das ist in der That eine wichtige Angelegenheit, gab der geistliche Herr zur Antwort, von großer Wichtigkeit, Herr Farkas.

Freilich ist's von Wichtigkeit, nun und wie denn auch nicht? Wer hätte das wohl je gedacht, daß Mariska so leicht eine „gnädige Frau" oder vielleicht gar Frau Vicegespanin wird, und Ekesy kann's, wenn er nun durch ein wenig Geld unterstützt wird, noch zu was Großem bringen.

Nun und wie spricht sich denn Ihre Tochter darüber aus? frug dann möglichst unbefangenen Tones der Pastor.

Nun das gnädige Fräulein meint, erwiderte spöttelnd der Müller, daß sie den Geschworenen nicht will.

Und doch bin ich der Ansicht, Herr Farkas, als ob die Meinung Ihrer Tochter gerade diesen Punkt betreffend keine gleichgiltige zu sein hätte, sprach der Pastor, der mittlerweile im Zimmer angekommen, Hut und Stock auf den Tisch legte und so sehr er auch innerlich bewegt war, dennoch scheinbar ruhig Platz nahm.

Nun das fehlte eben noch! nahm ärgerlich der Müller wieder das Wort. Ich befehle und das Mädel hat zu gehorchen! Wir wollen doch sehen, wer Herr im Hause ist!

Nicht von der Herrschaft ist hier die Rede, bester Herr Nachbar. Es handelt sich um das Glück ihres Kindes, ihres eigenen Kindes, gab beruhigend der Pastor zur Antwort.

Schon als der Müller merkte, daß der Pastor die Sache von einem anderen Standpunkte betrachtete als er, fing er an ungehalten zu werden. Jetzt aber, als er sah, daß man es sogar wagte seine Grundsätze anzutasten, geriet er in Zorn.

Das Glück meines Kindes! schrie er auf, aber jedenfalls ist doch von dem Glücke meines Kindes hier die Rede, meines Kindes sage ich, welches ich erzogen habe und niemand anderer, daß mir angehört und niemand anderem, das nur von mir etwas auf der Welt zu erwarten hat und von sonst niemand anderem, und an das außer mir auch sonst niemand ein Recht hat.

Sie sind im Irrtume, Herr Farkas, sprach der Pastor ernsthaft, denn wenn ich der freundschaftlichen Beziehungen, in denen wir zu einander stehen, auch gar nicht gedenken mag, so ist es doch als Pastor meine heilige Pflicht . . .

Das ist dann wieder etwas anderes, erwiderte der Müller nun beruhigter, wenn es Ihre Pflicht ist, hoch-

würdiger Herr, dann haben Sie recht, wenn Sie sprechen. Sie können sich in der Sitzung auf mich berufen, und ich werde auf alles Gesagte stets Zeugenschaft ablegen. Sie, hochwürdiger Herr, kann man zur Verantwortung ziehen; mir aber hat niemand etwas zu befehlen. Ich gebe der Kirche mehr als einer, in meinem Hause aber will ich mein eigener Herr sein, und in meine Privatangelegenheiten hat mir nicht einmal das löbliche Komitat etwas darein zu reden. Es ist eine in der ganzen Umgegend bekannte Sache, daß mein Wort heilig ist, wie die heilige Schrift. Ekesy habe ich meine Tochter zur Frau versprochen und sein wird sie werden und damit Punktum und Streusand d'rauf, und wenn sich gleich die ganze Welt auf den Kopf stellt.

Der Pastor sprach so viel als möglich, was seiner Meinung nach auf des Müllers Herz irgend eine Wirkung hätte hervorbringen können, und jener hörte seine Worte auch ganz ruhig an, bis er endlich auch des der Familie Sátonyi gegebenen Versprechens Erwähnung that. Nun aber, wo der Müller von seiner Gerechtigkeit in dieser Angelegenheit eben nicht die sicherste Überzeugung zu haben schien, fiel er ihm heftig in die Rede.

Sátonyi? schrie er zornig auf; habe ich denn, ihrer Armut gemäß, nicht gut genug mit ihnen verfahren? Habe ich dem Rektor, als er ins Dorf zog, nicht hundert Gulden geliehen, die er mir erst im zweiten Jahre zurück bezahlte? Habe ich nicht seinen Sohn bei mir auslernen lassen? Und ich sagte ja nicht, daß ich fürder nicht auch noch mehr für sie thun will! setzte er dann etwas beruhigteren Tones hinzu. Wenn der Bursche zurückkommt, will ich ihm zweihundert Gulden — vielleicht auch noch mehr geben, damit er irgend eine Mühle pachten kann. Doch wenn Sie mich zornig machen, dann sieht er gewiß auch nicht einen roten Heller von mir, bei Gott, nicht einen roten Heller!

Nun, und Ihr gegebenes Versprechen? frug dann der Pastor weiter. Sie sagten vorhin ja, Herr Nachbar, daß Ihr Wort heilig sei, wie die heilige Schrift. Was werden dann die Leute hierzu sagen?

Was für Leute? frug der Müller, und auf seiner Stirne schwollen die Adern an, daß man Besorgnis für ihn haben mußte. Etwa gar die Bauern? Den möchte ich doch fürwahr gerne sehen, der es wagen würde, mir übles nachzureden. Nennt man denn Sátonyi nicht im ganzen Dorfe hier den „blonden Zigeuner", und dem soll ich meine Tochter zur Frau geben? Als ich ihm die Hand meiner Tochter versprach, wußte ich noch nicht, daß man ihn den „blonden Zigeuner" nennt, und wußte auch gar nicht, fügte er dann hinzu, daß solch' ein Glück meines Kindes harrt. Ekesy kann's in seiner Carriere, wie der Herr Oberstuhlrichter heute selbst zu mir sagte, noch weit, sehr weit bringen, und aus einem Edelmann kann in Ungarn „alles" werden.

Deshalb also wollen Sie, Herr Nachbar, das Glück Ihres einzigen Kindes aufopfern? sprach der Pastor, traurig geworden, da er fühlte, daß er seine Worte nutzlos verschwende. Der Müller aber — lachte nur.

Wir werden schon sehen, nahm er dann das Wort, wenn man sie so per gnädige Frau titulieren wird, und die Herren vom löblichen Komitate alle zur Hochzeit kommen werden, und daß sie alle kommen, das steht fest und ist gewiß, denn eine solche Hochzeit war im ganzen Lande noch gar nicht da, als diese sein wird; da werden wir schon sehen, sage ich, was sie dann dazu sagen wird. Weinen wird sie freilich, weinen — das thun die Mädels bei der Trauung alle. Vielleicht, daß sie auch klagen wird, am Ende aber ist doch niemand glücklicher als sie — und giebt es denn auch ein größeres Glück hienieden, als wenn die ganze Welt den Hut vor einem abnimmt?

Das mag für Sie allenfalls ein Glück sein, gab der

Pastor zur Antwort. Ihre Tochter aber sucht, wie noch viele andere, ihr Glück in etwas anderem.

Weil sie keine Weltkenntnis besitzt, fiel ihm der Müller hastig ins Wort. Ich habe schon viel und oft von solchen Menschen sprechen hören, die sich kein Vermögen wünschen, und denen es gleichviel ist, ob sie jetzt auf dem ersten oder auf dem letzten Platze stehen, und Euer Hochwürden predigten doch selbst, daß jeder wahre Christ so sein sollte. Nun gebe ich zwar zu, daß es auch solche Menschen giebt, ich aber habe noch keinen gesehen, und deshalb bin ich auch immer der Meinung, daß sich jeder seines Vermögens und seines Wappens gerne freut, und es giebt auch gar kein anderes Glück auf Erden. Gott hat alle Menschen aus einem Lehm gemacht, und deshalb kann auch ihr Geschmack kein so sehr wesentlich von einander verschiedener sein.

Jedes Ding erhält ja eigentlich erst einen Wert durch den Gedanken, den wir damit verbinden, — begann nun der Pastor wieder.

Das ist auch nur so eine Phrase, entgegnete der Müller. Leeres Gerede das. Ein Mensch ist wie der andere, und mir predigen der geistliche Herr umsonst. Ich kenne die Welt und kenne die Menschen, und weiß es auch am besten, wie ich mein Kind glücklich machen kann, wie ich es war. Der geistliche Herr waren gewiß auch der Meinung, daß ich glücklich bin, glauben dies doch alle Leute aus der ganzen Umgegend so! Doch jetzt kann ich es Ihnen frei und offen gestehen, ich war es nie! Und wer nicht adelig ist, der kann auch gar nie wahrhaft glücklich sein auf der Welt. Mein Vermögen, fuhr der Müller fort, wuchs von Jahr zu Jahr, man beneidete mich um meines Geldes willen, und es kehrten in meinem Hause genugsam Herren ein, von denen ich Ihnen Kontrakte zeigen könnte, und die sich vor mir beinahe in den Staub verneigten. Man beneidete mich um mein Geld, doch zur Zeit der Restauration, oder wenn die Adeligen aus den benachbarten Dörfern zur

Sitzung hinein berufen wurden, da fühlte ich erst, daß ich „halt doch nur ein Bauer" bin. Wenn aber mein Schwiegersohn einmal Stuhlrichter ist, dann wird man auch mit mir ganz anders reden als bisher, und daß er Stuhlrichter wird, dafür stehe ich gut. Künftiges Frühjahr, da wird dann die Hochzeit abgehalten, und wenn sich jetzt gleich die ganze Welt auf den Kopf stellt.

Der Pastor hatte nur zu genaue Menschenkenntnis, um nicht einzusehen, daß hier nichts mehr zu erwidern, jede Wortverschwendung nutzlos sei und des Müllers Widerspenstigkeit nur noch vergrößern könne. Er stand also auf und bereitete sich zum Weggehen vor.

Ich hoffe, wir bleiben doch die Alten, trotzdem ich, was meine Tochter anbelangt, meinen eigenen Ideen folge, sprach der Müller.

Ich sprach ja nur in Ihrem Interesse, Herr Nachbar. Ich weiß ganz wohl, daß Sie Ihr Kind lieben, und daß . . .

Spaß ist das Ganze, fiel ihm der Müller nun ins Wort. Reiner Spaß. Der Herr Oberstuhlrichter sagte ja dasselbe. Mariska ist ein feuriges Kind, einige Tage wird sie sich kränken, auf dergleichen aber muß man auch gar nicht aufmerken. Auch das Bienchen sticht ja, wenn man ihm nahe kommt, und gerade dadurch verliert es seinen Stachel.

Diesmal hat der Herr Oberstuhlrichter sein Gleichnis schlecht gewählt, sprach der Pastor traurig, denn das Bienchen verliert zu solcher Zeit dann nicht nur den Stachel —

Das ist alles nur Spaß. Bis Ekesys Haus renoviert ist — und dazu habe ich auch das Geld gegeben — und bis die Hochzeit stattfindet, hat Mariska ihre Gedanken längst dreimal geändert.

Und dies war auch der einzige Trost, den der Pastor mit sich nahm.

Er tröstete Mariska, indem er ihr vorstellte, was alles noch binnen einem halben Jahre geschehen, und wie oft ihr

Vater seine Meinung bis dahin noch ändern könne. Das Mädchen aber beruhigte sich endlich auch und fing zu hoffen an, da sie der Hoffnung doch so sehr bedurfte.

Nur die beiden Sátonyis blieben trostlos. Sie verloren ihres Lebens letzte Hoffnung, und jetzt geschah es zum erstenmale, daß der Friede unterbrochen wurde, der so viele Jahre und Widerwärtigkeiten hindurch in ihrer Ehe stets vorherrschend gewesen.

Die Frau Rektorin schrieb alles nur der „verfluchten Geige" zu, und wenn sie sich gleich hundertmal vornahm, dieser ihrer Überzeugung, die ihrem Manne viel Kummer und Kränkung verursachte, nie mehr Erwähnung thun zu wollen, kam sie endlich, sobald nur von ihrem Sohne die Rede war, dennoch immer wieder darauf zurück, daß man Lajos nie einen „blonden Zigeuner" genannt hätte, wenn er nicht musicieren würde, und daß der Müller wieder gar keinen Vorwand hätte, sein gegebenes Versprechen nicht einlösen zu können, wenn man ihn nicht den „blonden Zigeuner" nennen würde. Sátonyi aber suchte die ganze Ursache seines Unglückes nur in seiner Schwäche. Wenn ich dem Willen meiner Frau damals nicht nachgegeben und meinen Sohn zu dem erzogen hätte, wozu er eigentlich von Gott berufen war, könnte er heute der glücklichste Mensch von der Welt sein. Er hätte sich als Künstler bereits einen großen Namen erworben, aber so leider . . . Sie sagten, je bescheidener der Kreis ist, für den ich meinen Sohn bestimme, desto sicherer ist seine Zukunft, weil man aus der Höhe gar tief fallen kann. Das sind alberne Redensarten — nichts sonst. Wir können nicht glücklich sein, wenn wir einen niedrigeren Kreis betreten, als für den wir geboren sind. Meinen Sohn aber hat Gott zum Künstler geschaffen . . .

Innerlich schob immer eins die ganze Schuld dieses Unglücks auf das andere, und so kam es, daß dieser Schlag, der den Rektor mindestens in demselben Maße traf wie

seine Gattin, beide gerade in einer Zeit von einander trennte, wo sie einander am notwendigsten bedurften.

Und so mußte denn auch jedes die ganze Last seines Leides allein tragen.

4.

Der Herbst verging und bald auch der Winter, ohne daß in der Situation derjenigen Personen, deren einfache Geschichte ich hier niederschreibe, eine wesentliche Veränderung vorgegangen wäre, den einzigen Fall ausgenommen, daß der Rektor und seine Angehörigen, gegen die, wie bereits bemerkt, früher eine gewisse Antipathie vorherrschend war, nun mit einemmale der allgemeinen Achtung im Dorfe sich erfreuten. Der Müller und der Geschworne des Bezirkes waren beide viel zu mächtig, als daß es jemand gewagt hätte, sie öffentlich zu beleidigen, umsomehr aber lästerte man sie im geheimen, und wo immer Leute aus Sajogát, besonders die Frauen des Dorfes, zusammenkamen, da bildeten dann immer nur des Müllers Aufgeblasenheit oder der bettelhafte Geschworne, der nur nach Mariskas Vermögen trachtete, den Gegenstand des Gespräches. Jedermann bedauerte dann Sátonyi und die Seinen, innige Teilnahme für sie bezeugend.

Der Müller bemerkte all' dies, bekümmerte sich jedoch wenig darum. Seit der Oberstuhlrichter und all' die untergeordneteren Komitatsbeamten täglich in seinem Hause aus- und eingingen, war er durch seine Eitelkeit derart benebelt, daß er sich selbst darum gar nicht kümmerte, daß der „Erlauer" zur Neige ging. Er hielt sich für eine wichtige Person im Komitate und behauptete, daß er bei der nächsten Restauration seinen Schwiegersohn zum Stuhlrichter machen werde, und wenn's gleich hundert Eimer kosten sollte, und selbst Geschworner könne auch nur derjenige werden, den er als solchen sehen wolle. Wenn er irgend

eine Klage hörte, versprach er sofort seine Protektion, mit einem Worte, er fühlte bereits derart die Größe seiner Zukunft, daß er die Veränderung, die an seiner Tochter vorging, kaum gewahrte, und sich, darauf aufmerksam gemacht, mit den Worten tröstete, daß sie, obgleich jetzt bleich, doch schon noch rot werden würde, wenn sie nur erst heiratete. Das Mädchen beklagte sich aber gegen niemanden. Ruhig verrichtete sie ihre häuslichen Arbeiten, ließ jeden der Befehle ihres Vaters, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren, mit der größtmöglichsten Pünktlichkeit in Erfüllung gehen, und selbst Ekesy bezeugte sie seine Verworfenheit nur durch die kalte Gleichgiltigkeit, mit der sie ihn behandelte. Wer das Mädchen aber seit länger her gekannt, mußte nur zu deutlich sehen, daß der Gram, der an ihrem Leben nagte, kein derartiger war, der mit der Zeit heilbar wäre. Der Sturm vernichtet die Blätter einer wundervollen Blume nicht, sie duftet so anmutig wie früher, doch wenn wir sehen, daß die Regentropfen auf ihren Blättern bereits längst trocken geworden, ihr Köpfchen sich aber noch immer nicht erhebt, und daß selbst das Säuseln des sanften Sommerlüftchens spurlos an ihr vorüberzieht, dann erst nehmen wir wahr, daß der Zweig gebrochen, mit dessen belebender Wurzel sie zusammenhing.

Anfangs suchte Mariska sich durch Hoffnungen zu beruhigen. Sie war ja von der Liebe ihres Vaters überzeugt, erfüllte er doch stets jeden, selbst den kleinsten ihrer Wünsche. Es wird schon noch ein günstiger Moment kommen, wo sie mit ihm sprechen kann — er wird sein einziges Kind doch nicht von sich stoßen. So pflegte sie oft stundenlang zu denken und zu grübeln und — wenn sie ihm all' das sagen könnte, was sie fühlte und sich vornahm ihm zu sagen: — es ist unmöglich, daß er dann nicht nachgeben würde. Als jedoch endlich der längstersehnte Augenblick herannahte, und sie ihr ganzes Herz vor ihrem

Vater ausschüttete, und weinend zu seinen Füßen stürzte, dieser aber sie bis zu Ende anhörte und ihr lachend zur Antwort gab: daß sie später schon zu Verstand kommen und einsehen würde, daß all' dies nur zu ihrem Wohle geschehe, und als sie dann durch das Mißlingen ihrer Bitte dennoch nicht abgeschreckt, ihr Glück aufs neue versuchen wollte, abermals bat und weinte, und dann endlich trotz all' ihrer Beschwörungen nur mit Mühe durchsetzen konnte, daß die Hochzeit bis zu ihrem Geburtstag verschoben werde, da kämpfte sie dann nicht weiter mehr gegen ihr Mißgeschick, sagte sich von all' ihren Hoffnungen los und versank in düstere Gleichgiltigkeit.

So kam der Frühling heran.

Die Pappelbäume an beiden Ufern der Sajo trieben neue Blüten und auch auf die Eichen kam, nachdem das vorjährige trockene Laub abgefallen, neues Leben. Hoch über den grünenden Saaten sang die Lerche lustig ihr Liedchen und auf den Wiesen spazierte die eben angekommene Schar der Störche auf und ab. Mit dem Frühling kehrte auch in Mariskas Wesen eine große Veränderung ein. Je näher der Zeitpunkt kam, an dem sie, ein Jahr zuvor, von Lajos Abschied genommen und ihn nun zurückerwartete, umsomehr wuchs auch ihre Unruhe. So oft sie nur konnte, eilte sie zum Pastor oder zu den Sátonyischen, manchmal schickte sie einen Burschen oder den Diener, oft auch zweimal des Tags hinüber und ließ fragen, ob Lajos denn noch immer nicht zurückgekommen sei? Mit jedem, der in die Mühle kam, ließ sie sich in ein Gespräch ein, nur um zu hören, ob man von den Sátonyischen vielleicht etwas näheres erfahren.

Sátonyis aber erwarteten ihres Sohnes Rückkehr von der Wanderschaft mit nicht weniger Ungeduld, da dieser ja von den Vorfällen auch nicht die geringste Ahnung hatte. Der Pastor riet ihnen zu wiederholten Malen, und die Frau Rektorin teilte seine Ansicht, daß es vielleicht besser

wäre, Lajos auf diesen Schlag vorzubereiten. Mariska aber bat so sehr, dies zu unterlassen, daß es auch wirklich unterblieb. Wozu sollte denn der arme Bursche schon um einige Monate früher wissen, daß er sein Alles verloren? Verkürzen wir ihm nicht auch noch die paar Tage seines Glückes. Auf einen solchen Schlag kann man ja gar niemanden genug vorbereiten. Und wenn er einmal da ist, wird er in unserem Kreise sein Leid denn doch leichter ertragen können, als unter fremden Leuten.

Das Jahr, mit dessen Ablauf die Eltern und die Geliebte Lajos' Rückkunft erwarteten, verging. Ihre Unruhe wuchs von Stunde zu Stunde, denn der Rektor hatte bereits längere Zeit her von seinem Sohne kein Schreiben erhalten, und der Tag, der für Mariskas Hochzeit bestimmt war, rückte immer näher heran.

Er ist sicherlich krank, sonst würde er denn doch schon geschrieben haben, sagte immer die Frau Rektorin. — Wer weiß, ob er mich nicht auch bereits vergessen! sprach dann wieder Mariska. Es schien ihr in letzterer Zeit eben gar nichts mehr unmöglich, ja außer dem Glücke alles höchst wahrscheinlich.

Der Mai ging seinem Ende nahe. Mariskas Hochzeit war für den nächstfolgenden Tag bestimmt, und in der Mühle war ungewöhnliches Leben rege. Draußen unter den Eichen bauten die Müllerbursche aus den im Walde frisch gefällten Zweigen ein Zelt für das Hochzeitsvolk auf. In die Küche kamen außer Susi und Vikta und den aus der Stadt gebrachten zwei Köchinnen auch noch eine Schar Weiber aus dem Dorfe zur Arbeit zu Hilfe, während der „große Müller" selbst bald die für den Herrentisch bestimmten Flaschen im Keller in Ordnung brachte, bald aus einem Zimmer ins andere ging und die Säubernden zur Arbeit aneiferte, bald anordnend und bald befehlend, fluchend und scheltend, doch stets guter Laune. Dem Müller war zu Mute, als ob er in seinem ganzen Leben noch nie

so viel zu thun gehabt hätte, und dennoch schien ihm noch nie ein Tag so lang als dieser heutige, noch nie langweilte er sich so und noch nie ärgerte er sich bei all' seiner guten Laune so sehr als eben heute. Und war es denn nicht auch eine Schmach und Schande zu nennen, daß, während er sich müde arbeitet, sein Geld verausgabt und die ganze Nachbarschaft zu helfen kommt, gerade die zu nichts Hand anlegt, der zu Liebe doch all' diese Vorbereitungen geschehen.

Mariska war morgens frühzeitig vom Hause weggegangen und noch immer nicht zurückgekehrt, als ob das Ganze sie gar nichts anginge. Unser Herr Farkas aber hätte vieles darum gegeben, wenn er das Mädchen so nach Herzenslust hätte durchprügeln können, und das wäre vielleicht auch geschehen, wenn nicht das ganze Haus voll Menschen gewesen wäre und Ekesy selbst nicht gebeten hätte, daß er dies doch um alles in der Welt nicht thun möge, damit man ihm am Ende nicht nachsage, daß er das Mädchen gezwungen habe.

Mariska weilte unterdes am jenseitigen Ufer der Sajo, um von all den Plätzen Abschied zu nehmen, wo sie mit Lajos so gerne geweilt. Unter den Linden an der Kirche, auf der Wiese, draußen im Walde, wo sie von dem Geliebten Abschied genommen, da wurden überall die Erinnerungen an vergangene glücklichere Zeiten in ihrem Herzen wach. Als ob sie in einem Friedhofe umherirrte, wo all' ihre Lieben begraben, fühlte sie da die Wunden ihres Busens sich einzeln öffnen, und doch konnte sie sich nicht von dem Platze trennen. Ihr Herz litt unter den unaussprechlichsten Schmerzen, doch dem Schmerze fehlte auch die Süße nicht, und sie war kaum imstande, den Ort zu verlassen, wo ihr doch, der Abenddämmerung gleich, die dem Sonnenscheine folgt, wenigstens die Erinnerungen an ihre einstigen glücklichen Tage blieben. Es war bereits nahe an Mittag, als Mariska aus dem Walde ins Dorf zurückkehrte.

Der geistliche Herr stand gerade an seinem Fenster, nach der Mühle hinsehend, deren Räder heute stillstanden, und von wo jetzt lustiges Geschrei hörbar war. Der Müller traktierte seine Bursche dort, die das Zelt fertig gemacht, mit Wein, und nun setzte man sich zu Tische. Der Pastor seufzte laut auf. Die Freudentöne wirkten so schmerzvoll auf sein Herz. Armes Mädchen! dachte er bei sich, wer kann unter diesem lauten Jubel deine Seufzer hören?! Mit Blumen bestreuen sie deine Wege, binden dir einen Kranz auf die Stirne und geleiten dich so zum Altare, nicht im geringsten ahnend, daß du ein Opfer bist, sie haben dich ja so lieb! Dein Vater würde jeden Mangel ertragen, bevor er dein Vermögen auch nur berührte, würde jeden Angriff auf dasselbe mit seinem Leben verteidigen, und ist jetzt auch nur deshalb so unerbittlich, weil er das Glück seines einzigen Kindes zu befördern glaubt.

Während der Pastor diesen Gedanken nachhing, öffnete sich die Thüre. Der geistliche Herr blickte um sich, als Mariska vor ihm im Zimmer stand.

Ihre von der Hitze und dem schnellen Gehen geröteten Wangen, das einfache Kleidchen, das sie trug, der blühende Baumzweig, den sie in den Händen hielt, all dies erinnerte den Pastor an jenen Augenblick, als sie ein Jahr früher von ihrem Geliebten Abschied nehmend in diesem Zimmer stand. Und dennoch, welche Veränderung, wenn wir den Ausdruck dieses Gesichtes betrachten! Welcher Schmerz! welch traurige Entschlossenheit ist auf diesen zarten, beinahe kindlichen Zügen ausgedrückt!

Der Pastor empfing den Ankömmling ganz betroffen und Mariska seine Rechte darbietend, bat er sie ein wenig Platz zu nehmen, um auszuruhen.

Ich habe keine Zeit, hochwürdiger Herr, sprach das Mädchen. Ich ging ohne auch nur eine Seele davon zu unterrichten vom Hause weg und mein Vater ... Ein schmerzhafter Ausdruck überzog bei diesen Worten ihre Wangen.

Nur eine kleine Bitte hätte ich, und ich weiß, daß Euer Hochwürden mir diese Gefälligkeit nicht versagen werden. Nun zog sie ein versiegeltes Briefchen aus ihrem Busen hervor und überreichte es dem Pastor. Falls ich weggehen und Lajos wiederkehren sollte, sprach sie dann mit gedämpfter Stimme, geben Sie ihm dies Briefchen von mir. Ich wollte es seinen Eltern für ihn übergeben und war schon zweimal auf dem Wege und dem Hause nah' — kehrte aber immer wieder um. Die Armen! sie leiden ja ohnehin genug, wozu soll ich ihren Schmerz durch meinen Besuch nun noch vergrößern? Ich trage ja doch nur an all' dem Unglück die Schuld. Sie werden mir fluchen, meiner spotten und schelten und mich wird nie mehr jemand lieben auf der Welt!

Armes Kind, wie kannst du auch nur so denken, sprach der Pastor freundlich. Die Sátonyischen kennen dich ja beide, und so sehr sie auch schmerzen mag, was geschehen ist, wissen sie ja doch nur zu gut, wie du ihren Sohn liebst.

Das können sie gar nicht wissen, sprach Mariska, traurig ihr Köpfchen schüttelnd. Ich selbst weiß es ja auch nur, seit ich so unglücklich bin. Wenn Lajos gekommen wäre, könnte ich ihm dies jetzt sagen, und ich glaube, er würde mich auch vielleicht verstehen. Ich wollte ihm schreiben, doch — ich bin schwach in der Schrift — und was ich fühle, läßt sich auch gar nicht mit Worten aussprechen. Gott der Herr wollte es so, daß wenigstens etwas auf der Welt sei, das man nicht verleugnen könne. Wenn ich ihn nur sehen könnte, nur ein ganz klein' halb' Stündchen mit ihm sprechen dürfte! Doch so von ihm scheiden, auf ewig scheiden . . . das thut gar so weh!

Der Pastor versuchte sie mit sanften Worten zu trösten.

Mariska hörte ihn schweigend bis zu Ende an.

Wer weiß, nahm sie dann endlich traurig das Wort, ob er mich noch liebt; vielleicht denkt er an eine andere

und hat mich bereits vergessen. Wenn dem so wäre, hochwürdiger Herr, dann geben Sie ihm meinen Brief gar nicht, sondern werfen Sie ihn ins Feuer und nennen Sie meinen Namen nie! Doch wenn er der Alte blieb, wenn er mit demselben Herzen wieder kam, mit dem er von uns ging, ach, dann sagen Sie ihm, daß nur die Grausamkeit meines Vaters schuld an unserer Trennung ist, daß ich aber trotzdem nur ihn lieben werde bis zu meinem Lebensende, und daß meine Lippen seinen Namen als ihren letzten Seufzer aussprechen werden. Er soll nicht trauern. Es ist besser, wenn er mich vergißt, ganz vergißt. Sagen Sie ihm noch, daß er mich vergessen soll! — Doch nein! nein! er soll mich doch um Gottes willen ja nicht vergessen! Ich liebte ihn ja so sehr, und wozu hätte ich denn auch gelebt auf der Welt, wenn er mich nun auch vergessen könnte!

Bei diesen Worten brachen die längst zurückgehaltenen Thränen hervor, und indem sie sich auf einen Sessel warf, fing sie bitterlich zu weinen an. Der fromme Pastor versuchte abermals sie zu trösten, fühlte aber, daß auch seine Augen in Thränen schwammen. Dann trocknete sich Mariska die Augen und blickte auf.

Der hochwürdige Herr weinen, sprach sie bitteren Tones. Sie sehen, daß ich unglücklich bin und daß mir das Herz bricht. Es sind jetzt sechs Monate her, daß mein Vater meine Leiden sieht, ich lag weinend auf den Knien vor ihm und — er lachte nur, und gestern nachts stieß er mich mit dem Fuße von sich. O! mein Gott! Wenn ich nur eine Mutter hätte, ich weiß, daß sie mich beweinen würde. Es wäre tausendmal besser, ein Mädchen, dem die Mutter starb, gleich mit ihr zu begraben, denn der Vater kann sie ja gar nie auf der Welt verstehen!

Aus dem Tone, in welchem Mariska diese Worte sprach, war eine endlose Erbitterung gegen ihren Vater erkennbar, und der Pastor hielt es nun an der Zeit, jenes

der „Zehn Gebote Gottes“ ihr in Erinnerung zu bringen, das da befiehlt: Ehre Vater und Mutter!

O, ich kenne dies Gebot, gab sie zur Antwort. „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest auf Erden.“ Nicht wahr, Herr Pastor, so lernten wir's ja? — Wer seinen Vater nicht ehrt, wird nicht lange leben auf Erden, weil Gott der Herr dies selbst so befohlen.

Mariska sprach diese letzten Worte nur halblaut, als ob sie nur für sich gesprochen hätte.

In dem ganzen Ausdruck ihres Gesichtes aber lag so ein gewisses „Etwas“, vor dem der Pastor erschrecken mußte; doch bevor er noch zu Worte kam, bat ihn Mariska, gleichsam mit Gewalt ihre düstern Gedanken verscheuchend, so freundlich, daß er ihr doch ja nicht grollen und nicht auch er sie noch verurteilen möge, falls sie vielleicht etwas Unschickliches gesagt, dann küßte sie des greisen Pastors Hände und eilte von dannen.

Am Ufer der Sajo fand sie ihren Kahn nicht mehr. Der Müller ließ ihn längst, um sie zu ärgern, an das andere Ufer bringen, und Mariska sah sich genötigt, mit der Fähre nach Hause zu fahren. Die Fähre war mit Wagen und Menschen gefüllt und Mariska kaum erst eingetreten, als sich am Eingange derselben auch schon rauschende Töne vernehmen ließen. Die Zigeuner, die vom benachbarten Marktflecken zur morgigen Hochzeit kamen, beehrten, als sie die Braut plötzlich kommen sahen, den unerwarteten Gast mit einem schmetternden Trompetentusch. Der Schiffer und all' die älteren Männer hörten freudig oder doch wenigstens aufmerksam den Marsch an, den die Zigeuner nun schon seit zwanzig Jahren bei jeder Hochzeit spielten. Die Jüngeren hörten den Musikanten guter Laune zu und lachten über den Primgeiger, der seinen Krauskopf hin- und herbewegte, als ob er an seinem Fiedelbogen festgebunden wäre, während der Kontras — wie es sich für

einen Kontras geziemt — mit halbgeschlossenen Augen den Bewegungen seines Vorgängers folgte. Der Cymbalschläger fuchtelte gleich einem Verzweifelnden auf den Saiten des von seinem Nacken über die Brust herabhängenden Instrumentes umher. Der Klarinettist und der Trompeter aber umstanden völlig aufgeblasen ihre übrigen Kollegen. Die Schiffer vergaßen ihre Pflicht, und es fehlte nur wenig, daß die Fähre, nun bereits in der Mitte der Sajo, wieder zurückgegangen wäre. An beiden Ufern versammelten sich aufmerksame Hörer, neidischen Auges jene Glücklichen betrachtend, die unter solch' herrlichen Musikklängen über die Sajo kamen. Mariska aber saß, als ob sie es gar nicht wahrgenommen oder schon vergessen hätte, daß alles dies nur ihr zu Ehren geschah, indessen in einer Ecke der Fähre und sah düster brütend in den Fluß.

Nun die schaut mir auch nicht darnach aus, als ob sie sich ihrer Hochzeit besonders freute — sprach der Schiffer zu seinem Nachbar, einem alten Bauer, nachdem der Kahn gelandet und Mariska sich entfernt hatte.

Wüßt' auch gar nicht, warum, erwiderte der Angesprochene. Man zwingt sie ja, die Arme.

Ja, Ekesy ist ein Edelmann,*) sprach wieder spöttelnd der Frühere, der Müller will auch einer werden, und da macht er nun mit der Tochter den Anfang.

Der Müller stand gerade vor seinem Hause, als Mariska, auf die des Pastors Lehren nicht ohne Eindruck geblieben waren, sich ihm nähern wollte. Das Gelächter aber, mit welchem ihr Vater sie empfing, als er sah, daß seine Tochter, die erst vor den Hochzeitsgästen flüchtete, nun in Begleitung einer Zigeunerbande nach Hause kam, schreckte sie zurück. Sie ging nach ihrer Stube, die Thüre hinter sich absperrend.

---

*) Der Verfasser bedient sich hier eines unübersetzbaren Wortspieles. Anm. d. Übers.

Herr Farkas war ein ordnungsliebender, pünktlicher Mann, und die Räder seiner Mühle konnten nicht pünktlicher gehen als er. Jede Arbeit hatte im Hause ihre bestimmte Zeit, alles seine Beschäftigung, und die Furcht und die Gewohnheit, diese großen Aufrechterhalter der Ordnung der Welt, hielten alles vom ersten Jahrestage an bis zum letzten im gehörigen Geleise. Wenn die große Kuckucksuhr in der Gesindestube stehen bleiben würde, und das ist unmöglich, weil Susi, welche die Uhr immer aufzieht, vor dem alleinigen Gedanken an diese Möglichkeit auch schon erschrickt, — wenn sie aber dennoch einmal stehen bliebe, man könnte die Uhr nach den Menschen richten. Wenn Vikta die Suppe auf den Tisch bringt, dann ist es Punkt zwölf Uhr, und das so sicher, als ob man in sieben Dörfern zu Mittag läuten würde.

Nach dem Abendgeläute kam der Müller täglich auf sein Zimmer und nahm dort, wenn nicht gerade Gäste im Hause waren, sein Nachtmahl, das gewöhnlich nur aus einem Stück Brot und einem Glase Wein bestand. Doch selbst dabei saß er oft stundenlang. Seit Mariska nur so groß geworden, daß man ihr das Brot und die Flasche in die Hand geben konnte, brachte sie dem Vater täglich das Abendmahl auf den Tisch, und der Alte sprach und amüsierte sich dann oft stundenlang mit seinem Töchterlein, ohne sich nach einer andern Gesellschaft zu sehnen. Seit der Müller aber sein Kind dem Geschwornen zur Frau versprochen, hörte die alte Vertraulichkeit auf. Das Mädchen saß dann oft stundenlang bei Tische, ohne nur den Mund zu öffnen, ohne eine Silbe zu sprechen, und weder sie noch der Vater wußten, womit sie eigentlich ein Gespräch beginnen sollten. Doch daß er sein Kind vor sich sehe, daß sie ihm den Wein hereinbringe und den Teller, auf dem Brot und Wasser waren, auf den Tisch vor ihm hinstelle, das war dem alten Müller zum Bedürfnis geworden, und er konnte sich gar nicht denken, wie das je

anders werden könnte. Diese Zeit pflegte Mariska auch gewöhnlich dazu zu benützen, wenn sie von ihrem Vater etwas erbitten wollte, und zu solcher Stunde war's auch, als sie gestern mit ihm über Ekesy sprach. Die Verzweiflung, in der sie sich befand, verlieh ihr Kraft, ihre nun schon so oft an ihn gerichteten Fragen abermals zu wiederholen. Sie stürzte zu ihres Vaters Füßen und wendete alles an, um auf sein Herz zu wirken. Der Müller aber ärgerte sich anfänglich, und als er dann später doch den Eindruck fühlte, den seiner Tochter Worte auf ihn hervorgebracht, stieß er sie in seinem leidenschaftlichen Zorne von sich. Der Unglückliche stieß sein eigenes weinendes Kind von sich, erhob seinen Stock über sie und drohte ihr mit Schlägen.

Heute wird sie mir auch den Wein nicht bringen, sprach er dann, als er mit dem Schlage der Abendglocke wieder wie gewöhnlich beim Hause ankam, und sie fürchtet mich doch nicht, sie fürchtete sich auch gestern nicht, mir unter die Augen zu sehen, ja, unterstand sich sogar, mir zu sagen, daß es ihr gleichgiltig sei, wenn ich sie auch schlage. Widerspenstiges Wesen, das. Wir haben sie verzärtelt, und jetzt will sie ihrem eigenen Vater nicht mehr folgen. Doch das thut alles nichts zur Sache. Ob ich jetzt nun einen Tag früher oder später von ihr scheide — es kommt auf eines heraus. Unter diesen Gedanken ging Herr Farkas nach seinem Zimmer und mißlaunig seine Mütze auf den Tisch werfend, war er eben im Begriff sich zu setzen, als die Thüre aufging und Mariska ins Zimmer trat.

Der Müller war, als er sein Kind sah, für den ersten Augenblick ganz überrascht. Sie kommt also doch, dachte er bei sich. Sie ist doch ein gutes Mädchen. Nur einen Mann braucht sie noch. Guten Abend, Mariska, redete er sie dann freundlich an, als sie das Glas und die Teller auf den Tisch hinstellte. Schau, es kommt mir doch so sonderbar vor, wenn ich überlege, daß mir von nun an

des Abends immer ein anderer den Wein bringen wird. Doch du wirst Frau werden und ich — werde mich mit der Zeit schon daran gewöhnen.

Ich möchte Ihnen bis zum Tode dienen, liebes Väterchen.

Das geht nicht, Kind, das ist unmöglich, sprach der Alte, den Kopf schüttelnd. Ein Mädchen muß einmal heiraten. Nun ja, das fehlte noch. Ich sollte dich etwa als meine Dienerin behalten, wo du doch „gnädige Frau" werden kannst.

Ich will aber keine gnädige Frau werden, lieber Vater, sprach Mariska, an diese wenigen, doch freundlichen Worte neue Hoffnungen knüpfend. Ich weiß es, ich tauge nicht dazu.

So, und warum taugst du denn nicht dazu? schrie nun schon ärgerlichen Tones der Müller. Bist du etwa nicht reich, sehr reich? Doch natürlich nur dann, wenn ich es will. Ekesy kann sich bedanken, daß er dich zur Frau bekommt.

Ich war in Ihrem Hause immer so glücklich, sprach Mariska flehenden Tones, und könnte es auch ferner sein. Stoßen Sie mich nicht von sich. Ich wünsche ja gar nichts anderes. Ich will bei Ihnen bleiben und Sie nie verlassen!

O, das kennen wir schon, erwiderte der Müller mißtrauisch, nie verlassen, damit du, wenn ich alter Narr heute oder morgen sterbe, den Taugenichts zum Manne nehmen kannst. Ho, ho! In meinem Hause wird mir dieses Bettelvolk nie befehlen. Ich habe die ganze Berechnung bereits durchblickt. Ihr habt auf meinen Tod gerechnet. Nicht wahr? Ich aber werde Euch so bald nicht sterben oder lebe wenigstens noch so lange, bis ich dich bei Ekesy sehe und dann kann der „blonde Zigeuner" vor deinem Hause musicieren.

Vater, Vater! Wie können Sie um Gottes willen auch nur so denken? schrie Mariska auf. Halten Sie mich denn

für so verworfen, daß Sie dergleichen von mir auch nur glauben könnten?

Ob du jetzt willst, daß ich sterbe, ob du auf meinen Tod rechnest oder nicht, sprach nun mit noch mehr Gereiztheit der Müller, es ist einmal eines jeden ordentlichen Mädchens Pflicht und Schuldigkeit zu gehorchen, da es andern Falles nicht ein ordentliches Mädchen genannt zu werden verdient. Du wirst, ob du jetzt weinen magst oder nicht, Ekesys Frau, und wenn sich gleich die ganze Welt auf den Kopf stellt.

Bei den Leiden des Herrn bitte ich Sie, rief Mariska, nun völlig verzweifelnd, seien Sie barmherzig. Wünschen Sie von mir, was Sie wollen, nur das verlangen Sie nicht. Es hängt mein Leben jetzt von Ihren Worten ab. Seien Sie gnädig! und zu des Vaters Füßen stürzend, wollte sie seine Hand erfassen, als dieser wütend aufsprang.

Du kannst Ekesy nicht nehmen? Wir wollen sehen, wer Wort halten wird, ich oder du. Da sollte doch gleich der Donner d'rein schlagen, wenn ich mich dieses dummen Geschwätzes halber vom ganzen Komitate einen „alten Esel" nennen ließe. Wenn du dich zu Tode weinst, wirst du doch nur Ekesys Frau, und eher könnte ich dich sterben sehen, als ich mir von meinem Kinde befehlen ließe.

Dann nahm der Alte die Mütze und ließ das Mädchen allein.

Mariska sah ihm auf den Knieen liegend nach. Möge Gott mir meine Sünde verzeihen, betete sie mit vom Schmerze gedämpfter Stimme. Ich trage nicht die Schuld. Ich kann nichts dafür. Dann erhob sie sich und verließ die Stube.

Der Müller umging sein Haus und den Hof, zündete sich sein Pfeifchen an und sah am Sajoufer nach dem Monde, der jetzt gerade über dem Kirchturme stand. Die feierliche Stille, die rings auf der Gegend lag und die kühle Abendluft wirkten lindernd auf die Gemütsbewegung

des Müllers, und er hatte seine Pfeife noch nicht einmal zur Hälfte geraucht, als er bereits wieder beruhigt nach Hause ging und gar nicht begreifen konnte, wie er diese unnützen Worte eines dummen Mädchens auch nur so habe aufnehmen können.

Bald darauf ging auch er zu Bette.

Im Dorfe und in der Mühle war alles ruhig, nur das einförmige Klappern der Mühlräder, der Nachtigallensang und von Zeit zu Zeit ein schwirrendes Geräusch, durch das Flattern der Enten und anderer Wasservögel hervorgebracht, unterbrachen manchmal die feierliche Stille. Der Mondschein breitet seinen Glanz über die Gegend aus, und bei sanfterer Beleuchtung erscheint uns nun auch jedes Ding schöner. Der Wald ist dunkler, die Bäume scheinen größer, die Gebirgskette, die sich längs der Gegend hinzieht, höher, und der Felsen, der aus dem Schilfe am Sajoufer emporragt, sieht wie ein kleines Wölkchen aus, das sich nun langsam von der Erde zu seinen Geschwistern am lieben Himmel emporheben will.

Im Dorfe selbst schläft alles längst, und auch nicht einer von dessen Bewohnern scheint die unbeschreiblichen Schönheiten der Frühlingsnacht genießen zu wollen. Der Schiffer allein ist noch wach. An eine Seite seiner Fähre gelehnt, sieht er nach der Mühle hin, deren Räder silberne Wellen auf den dunklen Fluß werfen — kam ihm doch vor, als ob er am jenseitigen Ufer jemanden hätte gehen hören. Doch was kümmerts ihn auch. Vielleicht will auch jener dort nur, so wie er hier, das schöne Mondlicht betrachten und — endlich schläft auch der Schiffer ein. Noch einen Blick wirft er gen Himmel, um zu sehen, wie spät es wohl sei, dann legt er sich auf seine Bunda nieder.

Die Augen nach den Sternen gerichtet lag er in jenem Zustande des Schlummerns und Wachens, der dem Traume vorangeht, als plötzlich ein Geräusch seine Ohren berührte. Ihm war, als ob am andern Ufer der Sajo etwas Schweres

ins Wasser gefallen wäre. Gewiß bei der Mühle, dachte er dann, stand auf, blickte um sich — sah jedoch nichts. Vielleicht war's nur im Traum! — — —

Doch nein! — Auf dem Spiegel des Flusses sind breite Wellenringe sichtbar, die sich bis zum diesseitigen Ufer ausdehnen. — Der Schiffer spürte auch den Kahn sich leise bewegen, als die Wellen in die Tiefe stießen. Weiß schon, sprach er dann nach kurzem Nachdenken zu sich selbst, die Sajo hat vermutlich wieder ein Stück vom Ufer abgerissen. Die Ringe kommen alle von jenseits der Mühle her. Das Wasser ist dort tief und reißend.

Die Wellen legen sich wieder. Einem hellen Spiegel gleich liegt nun der Fluß da, und über ihn baut aus seinen silbernen Strahlen das Mondlicht eine Brücke. Der Schiffer blickte noch eine Weile nachdenkend um sich. Jenseits der Sajo liegt auch des Müllers Garten.

Wie singt doch die Lerche so schön!

5.

Die Sonne ergoß kaum ihre ersten Strahlen über die Landschaft, als die Zigeuner auch schon aus dem Schuppen, in welchem sie übernachteten, hervorkamen und unter des Müllers Fenster ihre Weisen zu spielen begannen. Der Schiffer sprang in seinem Kahne auf und rieb sich die Augen; aus den Häusern kamen Frauen und Kinder und der Klarinettist, den des Müllers echter Wein derart eingeschläfert hatte, daß er zum Teil bewußtlos einem Nachtwandler gleich zu musicieren begann, blies sich jetzt vollkommen munter und schüttelte seinen Kopf regelmäßig nach dem Takte. Nach Verlauf von einigen Minuten war in der Mühle alles wieder auf den Beinen; gewiß aber sprang niemand freudiger aus seinem Bette empor, als der alte Müller. Susi stellte seine neuesten Stiefel mit den Fransen vor das Bett hin und brachte das neue kornblumenblaue

Beinkleid, das eigens zu dieser Gelegenheit angefertigt worden war. Auf dem Tische lag der neue Seidenhut, und selbst zu seiner eigenen Hochzeit hat sich Herr Farkas nicht so guter Laune angekleidet, wie heute.

Was die verteufelten Zigeuner doch für bitterliche Weisen spielen, ich bekomme rein Kopfschmerzen heute.

Er öffnete die Jalousien und schrie nach den Musikanten, bis der Vorgeiger, ohne jedoch sein Spiel dabei zu unterbrechen, ans Fenster kam.

Wozu lärmt Ihr denn das ganze Dorf so zeitig auf? frug nun lächelnd der Müller.

Euer Gnaden, gab der Gefragte mit großer Unterthänigkeit zur Antwort, es ist dies so Sitte. Als der gnädige Herr Vicegespan seine Tochter verheiratete, da weckten wir die Braut mit denselben Weisen.

Nun dann nur d'rauf losgestrichen mit dem Bogen, erwiderte der Müller, der sich bei Nennung des Vicegespans ebenfalls wachsen fühlte, und kommt später ein wenig zu mir herein auf einen kleinen Schnaps.

Als das eine Stück zu Ende gespielt, war der Müller auch schon angekleidet und trat dann in seinem mit großen Silberknöpfen besetzten Oberrock, den eine schwere Filigranarbeit zierte, hinaus vor die Dienerschaft. Alles harrte seiner bereits in der Vorhalle. Nur Mariska fehlte noch.

Geh' doch hinein zu ihr, Susi, damit sie mit dem Ankleiden fertig wird.

Das wollt' ich schon, erwiderte die so Angesprochene, allein die Thür ist abgesperrt und es rührt sich niemand im Zimmer.

Die träumt gut, sprach dann der Müller lächelnd. Hierher Zigeuner und spielt meiner Tochter ihr Lieblingsstücklein auf!

Die Zigeuner stellten sich nun in die Küche, von wo der Eingang zu Mariskas Stube führte und fiedelten das anbefohlene Lied so prächtig, daß die Mauern darob er-

zitterten. Wie groß war jedoch des Müllers Staunen, als Vikta ihm, nachdem Mariska noch immer keine Spuren ihres Aufseins vernehmen ließ, endlich ins Ohr flüsterte, daß er ein wenig bei Seite kommen möge.

Mariska ist gar nicht im Zimmer, sagte diese, als der Müller in den Hofraum hinauskam. Sie kann auch heute nacht nicht zu Hause geschlafen haben, denn das Bett ist noch in demselben Zustande, wie es gestern abend war.

Du lügst, Nichtswürdige!

Bei Gott ich lüge nicht. Sehen Sie doch nur selbst zum Fenster hinein.

Der Müller eilte ans Fenster. Die eine halbe Seite des Vorhangs war seitwärs geschoben, so daß man bequem ins Zimmer sehen konnte. Das Bett ist aufgebettet und Mariska nicht im Zimmer.

Durchgegangen ist sie! schrie der Müller in seinem Zorne beinahe außer sich, nach der Thüre stürzend. Packt Euch in die Hölle, rief er den Zigeunern zu, gebt mir mein Beil, mein Handbeil . . . Doch bevor dies noch gebracht wurde, stieß er so heftig auf die Thüre los, daß diese infolge dieser Schläge aufging.

Die Musikklänge verstummten, die Dienstboten rannten hin und her. Niemand wagte es dem Müller in die Nähe zu kommen, dieser aber warf sich in seiner Tochter Zimmer auf einen Stuhl und zerraufte seine Haare.

Um dieselbe Zeit kam gerade die Fähre über die Sajo. Bevor diese aber auch noch das Ufer erreichen konnte, erzählte schon jemand, was vorgefallen.

Also Mariska war's wirklich? frug ganz erschreckt der Schiffer.

Wo sahet Ihr sie doch? Sagt's, damit wir ihr nachgehen können, sprach einer der Müllerbursche, der gerade hinzukam. Ihr Vater hat hundert Gulden demjenigen versprochen, der sie zurückbringt oder doch zu sagen weiß, wo sie ist.

Wo sie ist, nahm mit gerührter Stimme wieder der Schiffer das Wort, da kannst du mit deinem Herrn auch noch einst hinkommen, aber zurück kommt von dort gewiß niemand mehr. Gott sei ihrer armen Seele gnädig. Das Mädchen sprang ins Wasser!

Der Schiffer, die Müllerbursche und viele aus dem Dorfe, zu denen diese Schreckensnachricht in der kurzen Zeit von kaum einer Minute gelangt war, gingen nun eiligst, teils zu Fuße und teils auf Kähnen, um das Mädchen zu suchen. Nur der Müller blieb zu Hause. Er glaubte es nicht, wollte „das leere Wortgedresche" nicht glauben. Das sind nur gemeine Intriguen, sagte er. Das Mädel hat sich bei Sátonyis oder beim geistlichen Herrn versteckt; damit wollen sie mich nur zwingen, so etwas dulde ich aber nicht, und wenn sich die ganze Welt umkehrt. Weshalb wäre sie auch ins Wasser gesprungen, da sie ja alles hatte, was ihr Herz nur wünschen konnte. Eine Baronesse hätte ja auch nicht besser leben können!

Wütend schritt er im Zimmer auf und ab, Rache allen schwörend, die seinem undankbaren Kinde bei dieser Flucht behilflich waren.

In dieser Stimmung fand ihn Ekesy, der in Gesellschaft des Oberstuhlrichters in einer holperigen Kalesche in Begleitung von drei nur mit Verwandten gefüllten Wagen vor den andern Gästen zur Mühle kam.

Als der Geschworne und seine Kollegen, von dem Ereignisse benachrichtigt, sich ebenfalls zu den Suchern gesellten, blieb der Oberstuhlrichter allein beim Müller. Der verdienstvolle Beamte teilte ganz des Müllers Meinung. Auch er wußte genugsam von solchen Fällen zu erzählen, wo ein Mädchen kurz vor der Trauung verschwand und sie jeder suchte und niemand fand. Plötzlich fand man irgend ein Kleidungsstück vom Wasser angespült, die ganze Welt glaubte schon, sie sei ins Wasser gesprungen und die Eltern, wenn sie nämlich so schwach waren, verzweifelten

schier. Da kommt plötzlich und zwar ganz unverhofft, das verloren geglaubte Fräulein zurück — und das Ganze war nur ein Spaß. Umsonst! So ein Mädchen probiert einmal alles und läßt nichts unversucht.

Nicht wahr, sie probiert alles? sprach mit zitternder Stimme der Müller, der mit unbeschreiblicher Angst auf des Oberstuhlrichters Worte merkte. Man will mich nur zum Narren halten! Der gnädige Herr wissen ja auch mehrere solcher Fälle. Nicht wahr, das ist schon gar oft geschehen auf der Welt? Es ist ja auch gar nichts so Besonderes an der ganzen Sache. Wer wollte auch glauben, daß meine Tochter, die so reich und schön und jung war, sich ertränkte. Gestern ist sie gerade siebenzehn Jahre alt geworden. Wer sollte das auch glauben, und dann die Leute noch mit „solchen Geschichten" erschrecken wollen. Und dabei lachte der Müller, so bitterlich, daß der Oberstuhlrichter selbst nicht wußte, was er dazu sagen sollte, und endlich mit andern Worten doch nur wiederholte, was er früher bereits gesagt hatte.

Glauben Sie nicht, gnädiger Herr, daß ich mich so leicht foppen lasse, sprach er dann in immer wachsender Aufregung. Ich bin kein Narr, der solchen Märchen Glauben schenkt. Das ist unmöglich, daß Mariska sich ins Wasser stürzte. Es ist gänzlich unmöglich! habe ich nicht recht, gnädiger Herr?

Der Müller wartete aber auch gar nicht mehr des Oberstuhlrichters Antwort ab. Seine Unruhe steigerte sich von Minute zu Minute. Seine Augen hingen bald am Fenster, von welchem die Aussicht ans Ufer der Sajo führte, bald an der Thüre. Von Zeit zu Zeit, wenn er Tritte zu vernehmen glaubte, stand er auf und blickte hinaus. Totenblässe bedeckte sein Gesicht. — Noch immer keine Nachricht! sprach er dann, sich auf den nächsten Stuhl werfend. Man hätte sie doch längst finden können — fand sie wohl auch, nur fürchten sie sich jetzt mit ihr nach Hause zu

kommen. Nun sind es schon wenigstens zwei Stunden, daß man sie sucht!

Ängstigen Sie sich nicht, Herr Farkas, sprach der Oberstuhlrichter, ich möchte wetten, daß ihr nichts fehlt! Selbst wenn sie sich das Leben hätte nehmen wollen, würde sie doch wenigstens in ihrem Zimmer einen Brief zurückgelassen haben, weshalb, warum sie dies gethan.

Sie haben recht, sprach der Müller sich an der Stirne fassend: daß mir das nicht schon früher einfiel! Dann sprang er auf und eilte, vom Oberstuhlrichter gefolgt, nach Mariskas Stube.

Mit peinlicher Ungeduld durchsuchte er das ganze Zimmer, öffnete jede Schublade, erhob mit zitternder Hand jedes Stückchen Papier, das er fand, warf das Bett auf und öffnete die Kasten. Alle Glieder zitterten ihm am Körper, als ob es draußen fröre.

Kein Blatt, keine Zeile ist zu finden, brachte er endlich hervor, sich müde auf einen Sessel werfend. Aber, nicht wahr, es ist unmöglich, daß sie nicht geschrieben hätte, wenn sie schon früher den Vorsatz gehabt. — Der Müller seufzte tief auf, als ob er sich bei dem Gedanken erleichtert fühlte.

In diesem Augenblicke trat der Pastor ins Zimmer. Der Müller sprang auf und lief ihm entgegen.

Wo ist meine Tochter, hochwürdiger Herr? Warum kam sie denn nicht mit? Ich bin ja nicht böse. Bei Gott ich bin nicht böse, will ihr auch gar nichts zu Leide thun, nicht einmal ein böses Wort will ich ihr sagen!

Der Pastor schwieg. Auf seinem bleichen Antlitze war der Ausdruck tiefen Schmerzes sichtbar.

Oder wissen Sie was, geistlicher Herr, führen Sie mich zu ihr. Sie ist bei Ihnen, Hochwürden, nicht wahr? Ich bin niemandem böse, will ja nur meine Tochter zurück. Sie ist ja meine einzige Tochter, mein einzig' Kind! Wie könnte ich ihr denn etwas zu Leide thun? Sagen Sie ihr, daß Ekesy zurücktritt, zurücktreten muß. Sie kann ihren

Lajos heiraten. Alles, alles, kann sie thun, was sie will . . . nur zurückkommen soll sie! Beim einigen, einzigen Gotte beschwöre ich Sie, geistlicher Herr! Sagen Sie mir, wo mein Kind ist.

Auch der Oberstuhlrichter war ganz betroffen. In des Pastors Auge glänzte eine Thräne.

Mein Freund! sprach er dann, des Müllers Hand ergreifend: Seien Sie ein Mann! . . . Ihre Tochter ist nicht mehr unter den Lebenden!

Das ist eine Lüge, eine niederträchtige Lüge! Ich will meine Tochter sehen, führen Sie mich zu ihr! schrie der Müller und stürzte außer sich auf die Thüre los.

Hier begegnete er den Männern, die seines Kindes Leiche brachten.

Das Mädchen hatte sich so gut als gar nicht verändert, das wunderschöne Antlitz war nur etwas blässer geworden, und statt des Schmerzes war jetzt des Todes sanfte Ruhe auf dem Gesichtchen ausgedrückt.

Als man die traurige Last aufs Bett legte, erzählte der Schiffer, wo er sie suchte und wie er den Leichnam endlich bei der Biegung der Sajo, dort wo die Pappelbäume stehen, aufgefunden. Der unglückliche Vater merkte auf nichts, sah nicht, was um ihn her geschah. Seine Augen hingen nur an seinem Kinde. Seine Brust war schwer und beklommen und wurde von unregelmäßigen Atemzügen gehoben. Manchmal blickte er scheu um sich, als ob er etwas suchen oder sagen wollte, was mit der Schwere einer ganzen Last auf ihm ruhte, und das er, wenn es ihm auch das Herz bricht, doch nicht zu sagen vermöchte.

Jetzt trat Ekesy ins Zimmer.

Der Müller hatte ihn kaum erblickt, als er auch schon auf ihn losstürzte. Weg von hier, donnerte er ihm zu, du hast sie getötet! Mein Fluch ruhe auf dir!

Herr Farkas ist außer sich, sprach Ekesy möglichst ruhig. Er könnte sonst nicht so sprechen.

Du hast sie getötet, du! schrie der Müller schmerzlich auf und sank außer sich bei des Mädchens Bette nieder.

Als er wieder zu sich kam, war er so verändert, als ob er seit diesem Morgen um zehn Jahre älter geworden wäre. Dort saß er nun vor dem Lager seiner lieben Toten, sie stundenlang betrachtend, mit seinen zitternden Händen ihr feuchtes Haar glättend. Der Zusammenhang der Dinge stand nur undeutlich vor ihm, wie die Erinnerung an einen Traum. Nur manchmal dämmerte dennoch die schreckliche Wahrheit in seinem Gehirne auf, und dann warf er sich auf die Leiche hin und weinte.

Selbstmördern pflegt man in den meisten Fällen ein ordentliches Begräbnis zu versagen. Als ob diese, weil sie schwächer oder unglücklicher als die andern Menschen waren, nun nicht unter ihnen ruhen dürften. Zur Vermeidung jedweden Ärgernisses ließ nun der Herr Oberstuhlrichter, als die höchste Person, verlautbaren: „daß des Müllers Mariska plötzlich, somit eines unverhofften Todes gestorben sei.“ In ihrer Unachtsamkeit, so hieß es, kam das arme Mädchen dem Felsenufer zu nahe, und dieses brach unter ihren Füßen ab. Niemand glaubte daran, doch alles nahm die Erklärung ohne die geringste Widerrede hin, und als drei Tage nachher weißgekleidete Mädchen den Sarg nach dem Friedhof trugen, begleiteten sie sämtliche Bewohner des Dorfes, auf die dieses traurige Ereignis einen tiefen Eindruck gemacht, zum letzten Ruheorte.

Sie hatte nur eine Sünde: — sie hat treu geliebt!

* * *

Das Mondlicht senkte aufs Neue seinen Glanz über die Sajo und das Dorf hin. Auf den Fliedersträuchen, die den Friedhof umgeben und den dort neu aufgeworfenen Grabeshügeln zur Zierde dienen, sang die Nachtigall fröhlich ihr Liedchen. Es war alles längst zu Bette. Die

Gegend liegt so reizend schön vor uns, als ob hier nur glückliche Menschen wohnen könnten.

Mit dem Tornister auf dem Rücken, den Stock in der Hand kommt jetzt ein Reisender ins Dorf, direkt nach dem Rektorhause seine Schritte lenkend. Dort ist alles finster. Er pocht, wartet und — klopft wieder. Sátonyis sind nicht zu Hause. Da eilt er zur Pfarrwohnung, die gleich neben des Rektors Haus gelegen, und durch deren Fenster man noch Licht schimmern sah. Er kommt näher. Sátonyis sind dort. Er klopft an und tritt ein. —

Da springt die Rektorin mit einem Schritt auf den Fremden zu und drückt ihn heftig in ihre Arme.

„Lajos!" — ruft sie — „mein liebes, einziges, mein armes Kind!" —

Die Mutter hält ihren einzigen Sohn, nach langer Entfernung vom Hause, schluchzend in ihren Armen, und die Thränen, die jetzt über ihr Antlitz rollen, waren Thränen des bittersten Schmerzes.

* * *

Bald darauf verließ Lajos Sajogáth wieder.

Er wurde Soldat und fiel als solcher in dem Kriege, der ein Jahr darauf ausbrach. Die beiden Sátonyis ruhen dort im Friedhofe neben des Müllers Mariska, und auch den Pastor riefen die Stürme der Zeit aus jenem Kreise, in welchem sein Leben unter so gesegneter Thätigkeit dahin geflossen.

Seitdem sind mehrere Jahre verflossen, und durch die großartigen Ereignisse, deren Kriegeslärm selbst die ruhige Umgebung der Sajo nicht unerreicht ließ, fiel auch unsere Geschichte der Vergessenheit anheim, und es würde sich sicherlich gar niemand mehr ihrer erinnern, wenn der alte Müller nicht noch lebte und mit seiner geisterhaften Gestalt an die Vergangenheit mahnen würde.

Er sieht mindestens um zwanzig Jahre älter aus und

geht gebückt einher. Sein Silberhaar hängt in langen Locken über seine Schultern herab, das bleiche Antlitz, dessen Runzeln keine liebende Hand mehr glättet, beinahe ganz bedeckend.

Die Mühle brannte in der Kriegszeit ab, — der größte Teil des Besitzes ist Ruine geworden, — das andere eigneten sich ferne Anverwandte zu, die das Gesetz zu Kuratoren des schwächlichen, unzurechnungsfähig gewordenen Müllers ernannte.

So lebt er denn, selbst eine Ruine, unter den Ruinen seines einstigen Hauses. Eine einzige Erinnerung erfüllt noch seine Seele — für alles andere ist er abgestumpft und scheint nur noch durch den Schmerz an das Leben gebunden.

Stunden- — auch tagelang sitzt er oft am Ufer der Sajo, in Gedanken versunken mit seinen Blicken den stillen Lauf des Flusses verfolgend. Außer dem alten Schiffer spricht gar niemand mit ihm.

Der Müller selbst sucht die Leute nicht auf, geht ihnen aber auch nicht aus dem Wege und lenkt, wenn man mit ihm spricht, das Gespräch immer nur auf sein Kind.

„Ihr fandet sie ja, die Arme! Nicht wahr? Dort unter den Pappeln lag sie, die Unglückliche!“

Freilich dort, antwortet dann der Schiffer gerührt. Der Himmel segne die Ärmste. Wer weiß, ob es nicht besser für sie ist, daß sie diese traurige Zeit nicht mehr erlebte!

Freilich ist es besser, erwiderte dann mit zitternder Stimme der Greis, viel besser ist's! viel besser!

Mich schmerzt es tief, wenn ich zurückdenke, daß ich nicht dabei war, um ihre Hand zu fassen, als die Sajo sie hinabriß und sie ihre Arme vergeblich ausstreckte! Mir ist, als ob ich auch jetzt noch ihre Stimme vernehmen, ihre Worte hören würde. Verzweifelnd streckte sie ihren Arm nach mir, und es war keine Hand, die sich ihr darreichen, sie ans Ufer bringen wollte!

Und so sitzt der unglückliche Greis in Schmerz versunken, immer brütend am Ufer der Sajo. Welle fließt an Welle unter seinen Füßen vorbei, — Monate, Jahre vergehen; doch das Bild, das er im Spiegel der Sajo sieht, können weder der Strom der Zeit, noch die Wellen des Flusses hinwegschwemmen.

Ende.

A M. Kir. Horthy Miklós-Tudományegyetem KÖNYVTÁRA SZEGED

5584-29.0/23